

August 74
12 a

Seener Bote

24./25. August 1974

Sonderausgabe 1200 Jahre Seen



Verantwortliche Redaktion: Ernst Lanz, Oberseenerstrasse 56
Frau S. Schärer, Landvogt Waser-Strasse 18

Beratung: Dr. A. Häberle, Seenerstrasse 194
Stadtarchivar

Satz und Druck: Ernst Jäggli AG

Herausgeber: Ortsverein Seen

Preis Fr. 4.—



Organisationskomitee für die Feier 1200 Jahre Seen

Im Auftrag des Ortsvereins Seen, unter dem Patronat des Stadtrates von Winterthur

Präsident:

Max Wagner, eidg. dipl. Elektro-Installateur,
Roggenweg 19

Vizepräsident:

Kurt Wagner, eidg. dipl. Sanitär-Installateur,
Oberseenerstrasse 5

Sekretärin:

Frau Ruth Gubler, Oberseenerstrasse 16

Kassier:

Rudolf Tobler, Versicherungs-Inspektor, Grüentalstr. 71

Vertreter Ortsverein:

Ernst Lanz, Lehrer, Oberseenerstrasse 56

Ressort-Chefs:

Umzug:

Urs Stöckli, Ingenieur, Kanzleistrasse 48

Ausstellung:

Dr. Alfred Häberle, Stadtarchivar, Seenerstrasse 194

Dekorationen:

H. U. Braun, Gartenbau, Hinterdorfstrasse 55

Restaurations-Betriebe:

Arthur Wagner, Prokurist, Oberseenerstrasse 16

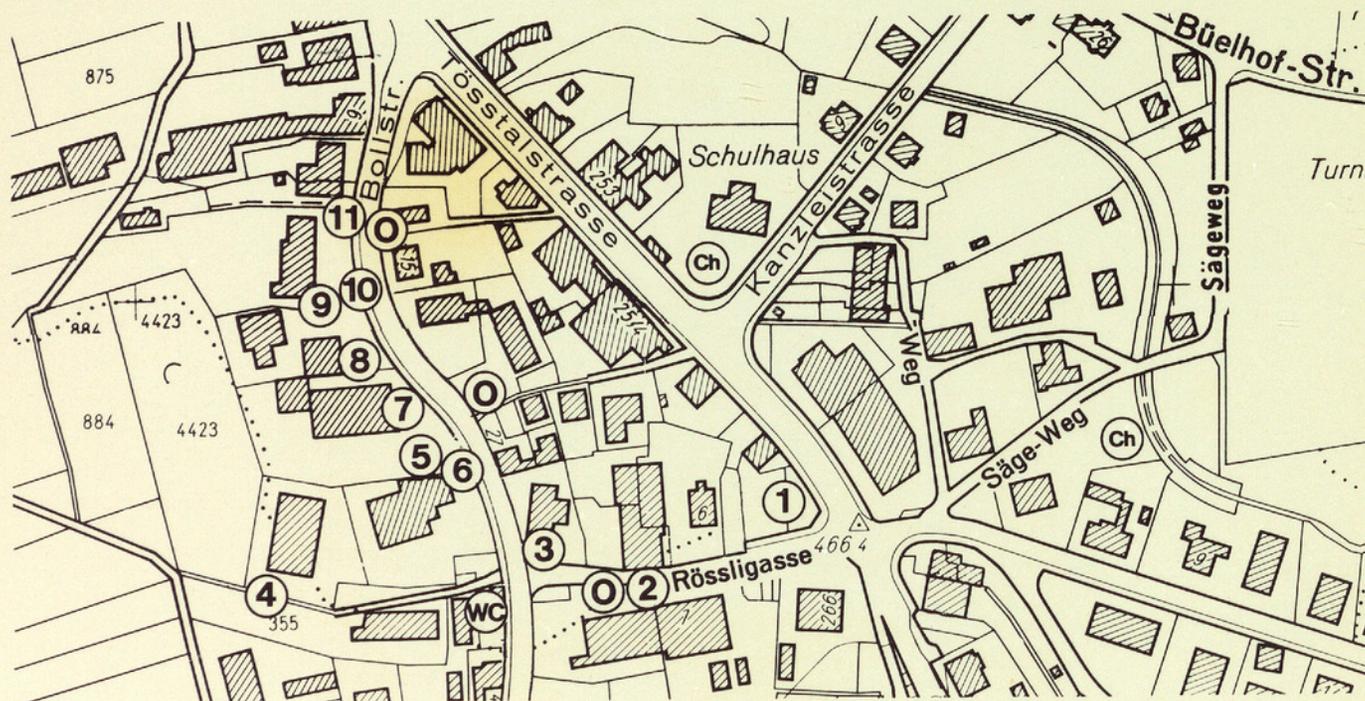
Polizei:

Roland Studer, Det. Gefr. Kantonspolizei, Strahleggstr. 68

Propaganda:

Martin Heller, Werbeassistent SRV, Wingertlistrasse 11

Festplatz:



Festwirtschaften:

- | | | | |
|--------------------------------|---|--------------------------------|-----------------------|
| 1. Alemannen-Haus * | Kegel-Club Trotte, Seen | 8. Weinstube
zum Paradiesli | Damen-Turnverein Seen |
| 2. Rössli-Schenke | Jodler-Club Männertreu/
Kyburgschützen | 9. Kyburg-Stube | Ski-Riege des TV Seen |
| 3. Im goldige Schluch,
Café | Töchterchor Seen | 10. Bierschwemme | Turnverein Seen |
| 4. Jugend-Corner | Jugend-Treffpunkt Seen | 11. Fortissimo | Harmonie Kyburg, Seen |
| 5. Frohsinn | Männerchor Frohsinn, Seen | WC Toilettenwagen | |
| 6. Frohsinn-Keller | Männerchor Frohsinn, Seen | Ch Chilbi-Plätze | |
| 7. Café Sesam | Samariterverein Seen | O Orchester | |

*) Das Alemannen-Haus wurde nach geschichtlicher Forschung von freiwilligen Helfern in Frondienst in der damaligen Bauweise erstellt. Die Pläne hierfür machte Herr Urs Stöckli.

Festprogramm

Dienstag, 20. August 1974, 18.00 Uhr

Eröffnung der Ausstellung:

«Die Vergangenheit von Seen in Schrift und Bild»
im Kirchgemeindehaus an der Kanzleistrasse
Dauer der Ausstellung bis 3. September 1974

Samstag, 24. August 1974, 14.00 Uhr

Beginn der Festlichkeiten

auf den Festplätzen
Freie Vorführungen, Geschicklichkeitsspiele, Stände

20.00 Uhr

Volksfest

mit Musik, Gesang und Tanz. 3 Tanz-Orchester

Freinacht

Sonntag, 25. August 1974, 09.15 Uhr

Ökumenischer Gottesdienst

auf dem Festplatz «Rössligasse»
(Mitwirkung Harmonie Kyburg Seen)

10.30 Uhr

Festkonzert der Harmonie Kyburg

Festplatz «Fortissimo»

10.30 Uhr

Jazz-Matinée

Festplatz Turnverein Seen

14.00 Uhr

Grosser historischer Festumzug

Motto: «Von der Alemannen-Siedlung zum Stadtkreis»

Umzugsroute (Aufstellung Grüntalstrasse): Landvogt
Waser-Strasse—Wurbühlstrasse—Etzbergstrasse—
Seenerstrasse—Tösstalstrasse—Oberseenerstrasse
Umzugs-Programme mit der Beschreibung der Gruppen
Fr. 1.—

Volksfest bis 24.00 Uhr auf allen Plätzen

Eintrittspreise

Die Fest-Plakette zu Fr. 5.— oder die Gönner-Plakette zu
Fr. 20.— (Gold) berechtigt zum Eintritt auf sämtlichen
Festplätzen (keine zusätzlichen Tanzbündel) und hat
auch für den Umzug Gültigkeit.

Samstag und Sonntag

Chilbi

auf dem Schulhausplatz «Dorf» und auf dem Sagiareal
(Morf) am Sägeweg.

**Willkommen in Seen
und
ein gemütliches Fest**

wünscht das OK 1200 Jahre Seen

1200 Jahre Seen und Veltheim

Vorwort des Stadtpräsidenten

Die Chronisten haben schon vor einiger Zeit darauf aufmerksam gemacht, dass im Kloster St. Gallen Urkunden bestünden, laut welchen diesem Güter zu Seen und Veltheim im Monat August 774 übertragen worden seien. Da es sich um die erste urkundlich nachweisbare Nennung der beiden heutigen Winterthurer Stadtkreise handelt, scheint genug Veranlassung, diesen Tatbestand festlich zu begehen. So bildeten sich beiderseits initiative Organisationskomitees für ein grosses Volksfest für das Wochenende vom 24./25. August, welche sich nicht nur zum Ziel setzten, die Bevölkerung zum frohen Feste zusammenzubringen, sondern auch der heutigen Bevölkerung durch Ausstellungen, Publikationen und historische Umzüge aus der reichen Geschichte der ehemaligen Landgemeinden berichten möchten. So möchte ich allen Initianten und Organisatoren recht herzlich danken und den «Seemern» und «Veltheimern» ein frohes Fest wünschen.

U. Widmer



Vorwort vom Präsidenten des Ortsvereins Seen

Liebe Seemer,

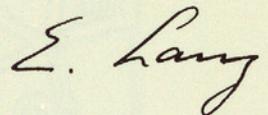
es freut uns, dass wir zum 1200jährigen Bestehen unseres Wohnortes diese Festschrift an alle Haushaltungen gratis verteilen dürfen (zusätzliche Exemplare sind zum Preis von Fr. 4.— erhältlich). Dies war uns nur dank der finanziellen Unterstützung aus dem Kulturfonds der Stadt Winterthur möglich, was wir hiemit bestens verdanken möchten. So konnten wir auf Inserate verzichten und Ihnen nun einen Seener Boten anbieten, den Sie sicher — ob Alt-Seemer oder Zuzüger — mit Interesse lesen werden.

Die einzelnen Artikel erheben keinesfalls Anspruch auf Vollständigkeit und sind auch nicht nach einer Rangordnung oder genau chronologisch eingeordnet. Sie vermitteln Ihnen lediglich Ausschnitte aus der reichen Vergangenheit und aus der Gegenwart Seens. Die Verfasser, die grösstenteils keine Journalisten oder Historiker sind, haben sich grosse Mühe gegeben und verdienen ein uneingeschränktes Lob für ihre grosse Arbeit.

Ebenso gebührt Herrn F. O. Götsch, Seen, ein Dank für die Bilder aus seiner reichhaltigen Sammlung über Alt-Seen. Ein weiterer Dank gilt dem Redaktionsteam des Seener Boten, in dessen Händen das Gelingen dieser Schrift lag.

Nun wünschen wir Ihnen recht viel Vergnügen beim Lesen, am Fest und am Umzug.

E. Lanz



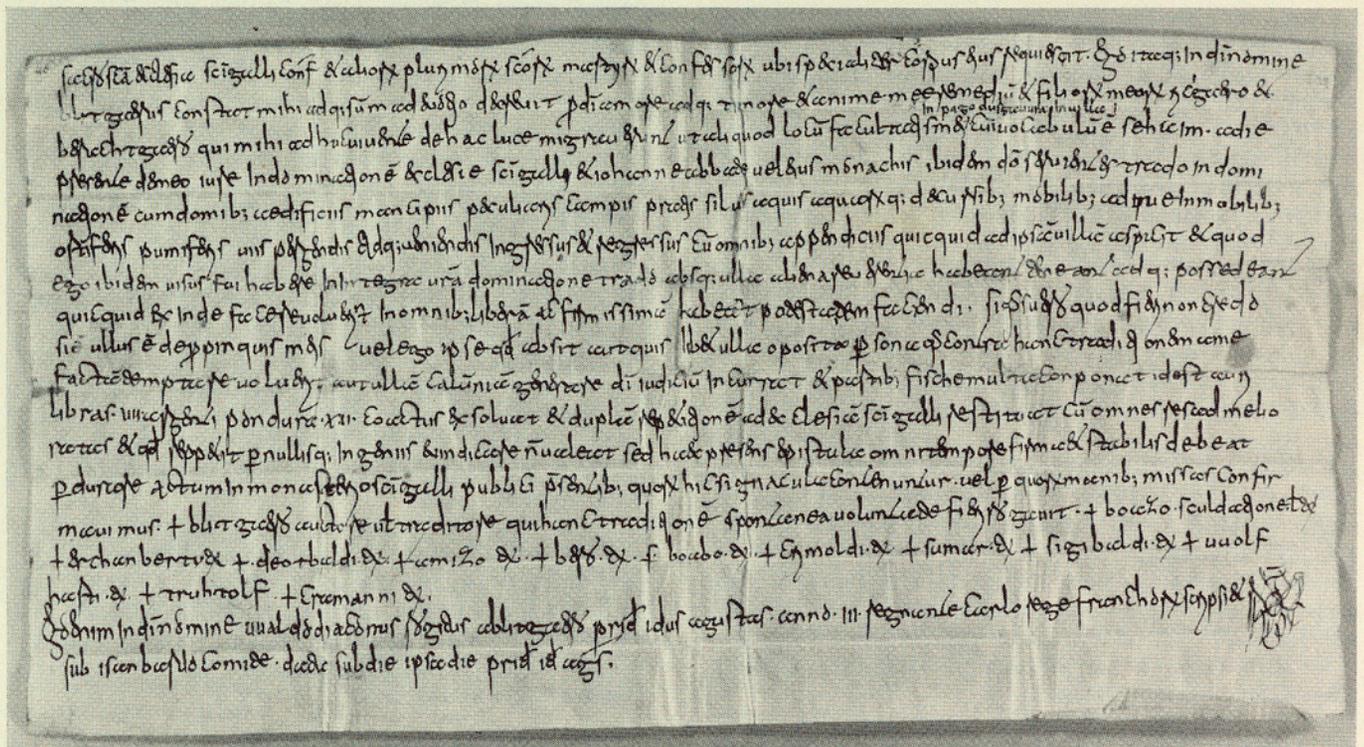
Aus der Geschichte der Gemeinde Seen

Vor mehr als 50 Jahren schon hat Seen seine Eigenständigkeit zugunsten einer grösseren Gemeinschaft freiwillig aufgegeben, und die Zugehörigkeit zur Stadt Winterthur ist heute eine Selbstverständlichkeit. Dadurch droht aber vergessen zu gehen, dass Seen eine lange, durchaus eigenständige Geschichte hat. Bedingt durch die bäuerliche Lebensweise konnten viele kleine Gemeinden bestehen, die keine festen Bindungen zu den nächsten umliegenden Gemeinwesen hatten.

Wie kleinräumig sich das Leben noch bis ins 19. Jahrhundert abspielte, mag die Gliederung Seens vor der Stadtvereinigung von 1922 zeigen: Die politische Gemeinde Seen war aufgeteilt in fünf Zivilgemeinden, nämlich Seen, Oberseen (mit Stocken und Köhlberg), Iberg (mit Gotzenwil, Thaa, Weier und Mulchlingen), Eidberg (mit Binzenloo) und Sennhof (mit Bolstern, Tösswies und Töbeli). Einige von diesen Gemeinden oder Höfen lassen sich zurückverfolgen bis ins frühe Mittelalter.

Herrschaft.» Am 28. August des gleichen Jahres liess derselbe Blitgaer eine weitere Urkunde ausstellen, durch die er eine Reihe von weiteren Besitzungen im heutigen Kanton Zürich, darunter nochmals in Seen, in den Besitz des Klosters St. Gallen übertrug.

Die Bezeichnung für Seen ist in diesen Urkunden «Sehaim»; es ist erwiesen, dass Ortsnamen, die auf «-heim» enden (wie etwa auch Veltheim oder Stammheim), Gründungen der merowingisch-fränkischen Herrscher (6. Jh.) sind. Offensichtlich hatte «Sehaim» die Bedeutung von «See-Heim»; es muss also in der Nähe des Dorfes ein See oder mindestens ein grösserer Weiher gelegen haben. Es bestehen verschiedene Ansichten über den Standort dieses Sees, und es bieten sich tatsächlich auch verschiedene Möglichkeiten an. So gibt es zum Beispiel östlich an den Sportplatz Deutweg anschliessend die Flurbezeichnung «Tegersee», die auf ein Gewässer schliessen lässt. Aber es ist wohl zu entlegen, um Seen den Namen geben zu haben. Wegen der



Schenkungsurkunde des Blitgaer von Sehaim an das Kloster St. Gallen (erste urkundliche Erwähnung Seens im Jahre 774. Siehe zweitletztes Wort in der 3. Zeile.)

Stadtarchiv Winterthur
Original im Kloster St. Gallen

Das Mittelalter

Das älteste von all diesen Gemeinwesen ist das Dorf Seen. Der Ortsname taucht zum erstenmal in zwei Urkunden aus dem Jahre 774 auf. Am 12. August 774 schenkte ein wohlhabender Mann namens *Blitgaer* zu seinem und seiner zwei verstorbenen Söhne Seelenheil dem Kloster St. Gallen einen Hof, den er in Seen besass: «... mit Herrenhäusern, Gebäuden, Hörigen, Vieh, Feldern, Wiesen, Wäldern, Wassern und Wasserläufen, Mobilien und Immobilien, Gärten, Obstgärten, fort- und hin-führenden Wegen, Ein- und Ausgängen samt allen Zugehörigkeiten, kurz alles, was zu diesem Gehöft gehört und was ich dort hatte, übertrage ich in Eure unversehrte

Bodenbeschaffenheit ist ein See, der das ganze Grüzfeld einnahm, nicht möglich. Das Naheliegendste ist darum, den See im Gebiet der heutigen SBB-Station, des Grüntals und des Rotenbrunnens zu suchen. Das Gelände zwischen der Grüntalstrasse und dem Bahndamm ist sehr feucht und muss auch heute noch entwässert werden, und nicht umsonst heisst das alte Bauernhaus etwa fünfzig Meter nach dem Bahnübergang der Grüntalstrasse «Riedhof» («Ried» heisst ja soviel wie «Sumpf, Moor»). Auch das Gelände im Gebiet des heutigen Rotenbrunnens könnte einen See gebildet haben, der vom Krebsbach (Oberlauf des Mattenbachs) gespeist wurde. Bis in unser Jahrhundert überlebte dort ein «Mühleweiher», und das Land auf der andern Seite

des Bahndammes hiess noch 1911 «Seebach». Ein See an dieser Stelle würde auch zwanglos den Namen «Oberseen» erklären, weil dieses Dorf dann tatsächlich oberhalb des Sees läge.

«Sehaim» schwächte sich im Laufe der Zeit ab zu «Sehen» im 15. Jahrhundert (aber zum Teil noch bis ins 19. Jahrhundert) und wurde schliesslich zum heutigen «Seen».

Nicht ganz so alt wie «Sehaim» sind die umliegenden Dörfer und Gehöfte; Oberseen, Iberg, Eidberg, Köhlberg, Etzberg (nur der Wald hat den Namen behalten), Gotzenwil und Sennhof (er hiess früher «Guhwil») sind Ausbausiedlungen des 8. und 9. Jahrhunderts. Die Leute in diesen gerodeten Plätzen waren bis ins 12. oder 13. Jahrhundert meist freie Bauern. Weitere, jüngere, heute verschwundene Rodungen waren ein Hof im «Erztal» und die Höfe Linsental und Häsental an der Töss.

Das Auftauchen Seens in den Urkunden von 774 ist durchaus kein zufälliges, denn auch in den folgenden Jahren findet man es in verschiedenen Schenkungs-urkunden des Klosters St. Gallen, so etwa 789, 806, 829 und wieder 849.

Neben den Abgaben, die die Leute dem jeweiligen Grundbesitzer entrichten mussten, hatten sie auch dem Vertreter des Kaisers, dem Landgrafen, Steuern zu bezahlen und gewisse Dienste zu leisten. Seen lag im damaligen Thurgau, der sich nicht auf den heutigen Kanton beschränkte, sondern dessen westliche Grenze nördlich von Fischenthal das Tösstal durchquerte, nahe am Pfäffikersee vorbeigang und Weisslingen und Brütten noch einschloss. 1094 wurden die Herren von der Kyburg zu Landgrafen des Thurgaus ernannt, und 1264 wurde Rudolf von Habsburg, der spätere König des Deutschen Reiches, Herr der Kyburg und damit auch Landgraf des Thurgaus.

Die Verleihung des Stadtrechts durch Rudolf an Winterthur (im Jahre 1264) scheint für Seen ohne grosse Bedeutung gewesen zu sein.

In dieselbe Zeit fällt auch das erste Auftreten der *Herren von Seen*. Sie wurden 1272 von Rudolf von Habsburg in den Ritterstand erhoben. Diese Herren hatten wahrscheinlich Verwalterfunktionen für die Kyburg; über den Standort einer Burg oder eines Herrensitzes in Seen ist nichts bekannt, so dass man annimmt, dass sie auf der Kyburg selbst residierten.

Mit dem Siegel eines Heinrich von Seen taucht 1274 zum erstenmal das heute noch verwendete *Seemer Wappen* auf (seit 1771 ist es offizielles Gemeindezeichen). Es lehnt sich stark an das Wappen der Kyburger an und zeigt auch dieselben Farben.

Auch die Nachkommen der Herren von Seen pflegten enge Beziehungen zum habsburgischen Königshaus. Ein Herr von Seen entkam den Innerschweizern in der Morgartenschlacht; andere Nachkommen waren weniger glücklich, einer fiel bei Sempach 1386, ein anderer 1405 am Stoos. Beide Male kämpften sie natürlich auf habsburgischer Seite, denn die Gegend von Winterthur kam erst später an die Eidgenossenschaft.

1452: Anschluss an die Eidgenossenschaft

Schon im 14. Jahrhundert hatten die Habsburger wegen Geldknappheit viele Besitzungen aus ihrem Gebiet verpfändet, und im Jahre 1424 konnte die Stadt Zürich alle Rechte über die Herrschaft Kyburg, die bis in die Gegend von Bülach und im Norden bis an den Rhein reichte, erwerben. Sie musste diese im Alten Zürichkrieg zurückgeben, erwarb das Gebiet aber 1452 ein zweites Mal, diesmal endgültig. Seen gehörte nun zum «Ennern Amt» — ennet der Töss, von Zürich aus gesehen; dieses «Amt» deckt sich ungefähr mit dem Gebiet des heutigen Bezirks Winterthur.

Für das Volk brachte dies allerdings keine entscheidende Änderung, denn anstelle eines habsburgischen Grafen sass jetzt einfach ein Zürcher Landvogt auf der Kyburg. Eine gewisse Demokratisierung brachte das Verfahren zur Bestimmung eines Untervogtes, des Vorstehers des «Amtes»: Alle Männer wurden auf dem Grüzefeld zusammengerufen und machten der Stadt Zürich durch Wahl einen Dreivorschlag, wobei Zürich meistens den Wahlsieger berücksichtigte.

Dank der Angaben über die Steuererhebungen der Stadt Zürich kann einiges über die Lebensverhältnisse der Bevölkerung zu jener Zeit gesagt werden.

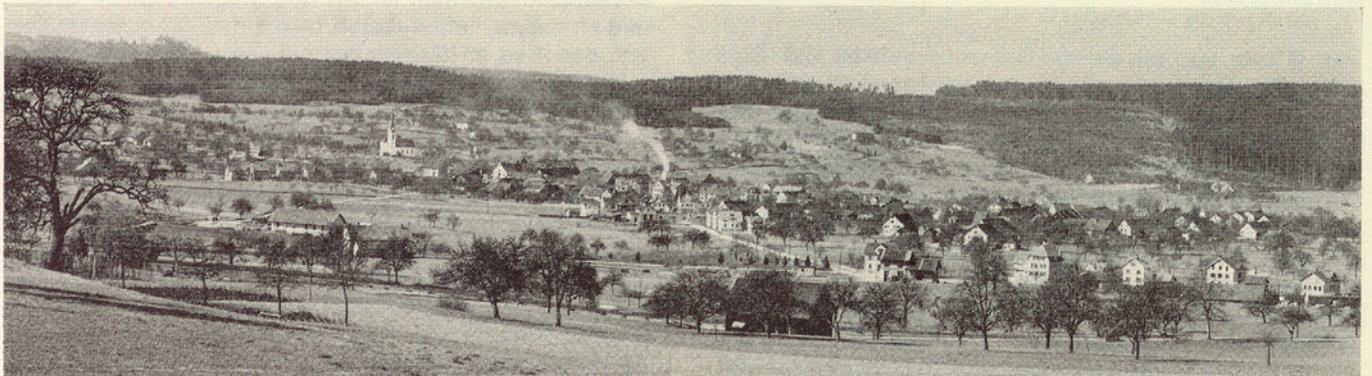
Im Jahre 1467 war Seen unter den Gemeinden Oberwinterthur, Wiesendangen, Rickenbach, Ellikon an der Thur, Neftenbach und Turbenthal zwar die zweitkleinste Gemeinde (nämlich mit 11 Haushaltungen oder 70 bis 80 Einwohnern), bezahlte aber gleichzeitig mit 15,5 Schillingen den höchsten durchschnittlichen Steuerbetrag pro Haushaltung, etwa doppelt soviel wie die meisten andern Gemeinden. Die Einwohner von Seen waren offenbar im Vergleich mit andern Zeitgenossen recht wohlhabende Leute.

Eine der Hauptbeschäftigungen der Dorfbewohner war schon früh der Rebbau, und noch in der Mitte des letzten Jahrhunderts war der ganze Berghang vom heute überbauten «Sonnenberg» bis hinüber nach Stocken vollständig mit Reben bepflanzt. Es gab im ganzen fünf Trotten im Dorf; im 20. Jahrhundert jedoch verlor der Weinbau jede Bedeutung.

Generalansicht von Seen 1908

Links: Rebhang. Bildmitte im Vordergrund: Untere Bergtrotte

Sammlung F. O. Götsch



Die Familie der Hofmann

Eine bedeutende Rolle spielte in Seen lange Zeit die Familie Hofmann; sie taucht um 1400 zum erstenmal in Seen auf. Um 1520 war dann ein Heini Hofmann Untervogt des «Ennen Amtes». Im Jahre 1633 finden wir das Wappen eines Untervogtes namens Hans Hofmann. Derselbe Hofmann war auch Mitstifter des Taufsteins für die neue Kirche in Seen. Nach seinem Tode 1668 wurde sein Sohn Hans-Ulrich sein Nachfolger als Untervogt. Trotz einiger Schwierigkeiten — so hatte er sich zum Beispiel gegen die Machenschaften des unterlegenen Mitbewerbers Wuhrmann aus Wiesendangen zu wehren — versah er sein Amt erfolgreich bis zu seinem Tode 1689. Beachtenswert ist hier die Aufzählung des Nachlasses, den es aufzuteilen galt: Er besass drei Häuser an der Rössli-gasse, etwa 150 Jucharten Land in Seen, dazu Reben und Wald. Weiter kam sehr reicher Hausrat, darunter auch viel Silbergeschirr, zum Vorschein, und im Keller gab es über 450 Hektoliter Wein aufzuteilen! Den eigentlichen Reichtum machte aber das Geld aus, das er vielen Leuten geliehen hatte; so war fast ganz Seen und Oberseen bei ihm verschuldet, dazu auch viele Leute in der weiteren Umgebung. Selbst bei vorsichtigem Vergleich müsste dieser Untervogt Hofmann heute als Millionär bezeichnet werden. Sogar innerhalb eines kleinen Dorfes herrschten also Standesunterschiede von überraschendem Ausmass.

Der Weg ins 20. Jahrhundert

Die Bevölkerung lebte bis ins 19. Jahrhundert vor allem vom Wein- und Ackerbau (hingegen fanden sich im Nachlass des Untervogtes Hofmann ganze zwei Kühe!); ab 1700 kam als neuer Erwerbszweig die Hausweberei auf (so etwa in Gotzenwil durch die Familie Ott), und im 19. Jahrhundert zogen mehr und mehr Leute die Arbeit in den Spinnereien im Sennhof und in Töbeli-Tösswies (vor Kollbrunn) der Bauernarbeit vor. Abgesehen davon gab es aber nur einige Handwerksbetriebe, so einige Zimmereien und Sägereien, eine Schreinerei und eine Korbfabrik sowie Handwerker für den landwirtschaftlichen Bedarf.

Die bereits erwähnten fünf *Zivilgemeinden* waren relativ selbständige Gebiete mit beträchtlicher Bedeutung: ihre Hauptaufgaben waren die Pflege und Nutzung der Waldungen, die Wasserversorgung und die Organisation einer Feuerwehr. Steuern brauchte die Zivilgemeinde meist nicht zu erheben, da der Waldertrag die Ausgaben üblicherweise deckte.

Die *politische Gemeinde* hatte mehr Amtspflichten, so etwa die Einwohnerkontrolle, die Armenfürsorge und auch gewisse militärische Kontrollpflichten zu erfüllen. Sie zog für ihre Auslagen Steuern ein. Ihre Organe waren fünf nebenamtliche Gemeinderäte und die Gemeindeversammlung.

Wohl eine der denkwürdigsten Personen der Seemer Verwaltung war der letzte «Steuerbezüger» vor der Eingemeindung 1922, Jacques Hofmann-Hofmann. Er versah diese Funktion im Nebenamt, war daneben Sgrist der Kirchgemeinde, Totengräber, Viehinspektor und

Quartiermeister bei militärischen Einquartierungen. Er war das eigentliche Dorforiginal und allseits sehr beliebt. (Siehe Artikel: Die beiden Schaggi.)

Die Bevölkerung Seens war bis ins 19. Jahrhundert beträchtlich gewachsen. Die politische Gemeinde Seen zählte 1850 1656 Einwohner (die Zahl von 70 bis 80 Einwohnern 1467 umfasst allerdings nur die spätere Zivilgemeinde Seen), im Jahre 1900 bereits 2905 und 1922, beim Anschluss an die Stadt Winterthur, sogar 3500.

Wohl als Folge dieser Bevölkerungsvermehrung erhielten Eidberg und Iberg in den 1830er Jahren eigene Primarschulhäuser, Sennhof hingegen erst 1899.

Eine Sekundarschule gab es in Seen erst von 1893 an; bis dahin mussten die Schüler die Sekundarschule in Winterthur besuchen.

Von 1852 an besass Seen eine eigene Poststelle, eine regelmässige Transportverbindung bekam Seen aber erst 1875 mit der Tösstalbahn. Auf diesem Wege gelangte dreimal pro Woche Post ins Dorf; in Seen und in der nähern Umgebung wurde sie ausgetragen, für die Aussengemeinden gelangte sie jeweils am Sonntag nach dem Gottesdienst zur Verteilung!

Die Eingemeindung 1922

Schon vor 1900 begann die Stadt Winterthur mit den umliegenden Gemeinden eine wirtschaftliche Einheit zu bilden. Eine grosse Zahl von Arbeitern hatte zwar den Arbeitsplatz in der Stadt, wohnte aber in den preislich günstigeren Vororten, vor allem in Töss und Veltheim. Das brachte für diese Gemeinden höhere Ausgaben, wie etwa für Schulhäuser und Wasserversorgung, die sie aber nicht decken konnten, weil sie als Landgemeinden keine Einkommenssteuern erheben durften (Vermögen gab es nicht viel zu besteuern!). 1909 stellten Veltheim und Töss einmal mehr Gesuche für eine Eingemeindung anstelle von Subventionen, die doch dem Grundübel nicht abhelfen konnten. Gleichlautende Gesuche stellten Seen und Wülflingen zwei Jahre später, Oberwinterthur schliesslich 1913.

Der Plan eines blossen Zweckverbandes für die Waldungen und die Wasser- und Elektrizitätsversorgung wurde bald wieder fallengelassen, und 1919 nahm das Zürcher-volk in einer Volksabstimmung die Zuteilung der fünf Gemeinden Oberwinterthur, Seen, Töss, Veltheim und Wülflingen zur Stadt Winterthur an.

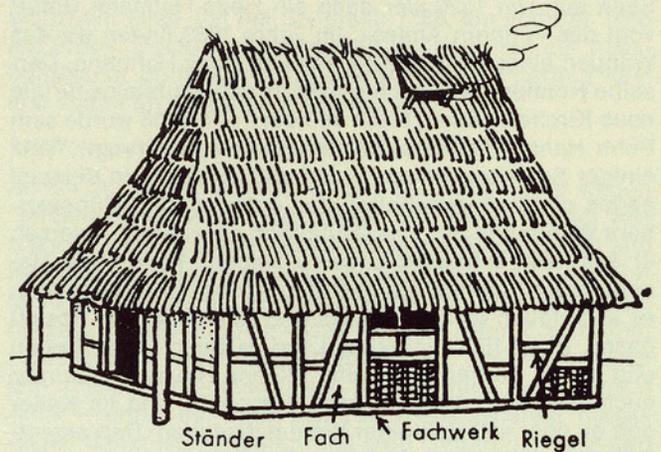
1920 wählte man eine 59 Mitglieder zählende Abgeordnetenversammlung (Seen hatte darin gemäss seines Bevölkerungsanteils vier Sitze). Sie nahm im März 1921 einstimmig eine neue Gemeindeordnung an, wonach die ehemaligen Gemeinden künftig Stadtkreise bildeten, die wesentlichen Kompetenzen aber zentralisiert wurden.

Am 1. Januar 1922 wurde die neue Gemeindeordnung und damit der Anschluss Seens an die Stadt Winterthur rechtskräftig. Damit war zwar die Selbständigkeit Seens zu Ende, doch die Entwicklung hatte dies zu einer Notwendigkeit gemacht, und es ist aus heutiger Sicht sicher nicht zu bedauern.

U. Stürzinger

Landschaftsbild und Leben zur Gründungszeit von Sehim

Welches Landschaftsbild bot sich den Alemannen, als sie vor 1500 Jahren über den Rhein in unsere Gegend vordrangen? Römische Schriftsteller erzählen, dass sie den Flussläufen und Talsohlen folgten, welche sie gelichtet antrafen. Wieder andere schreiben, dass die Täler nicht gerodet, sondern vielmehr versumpft und verodet sich ausbreiteten. Die Birke, Aspe und Erle sollen das Landschaftsbild geprägt haben. Der Bodensee zum Beispiel sei von riesigen Sümpfen und schrecklichen Wäldern umgeben gewesen, in denen sich die Alemannen vor den römischen Legionen gut verstecken konnten. Wieviele Jahre nach der Besiedlung die Alemannenfrau vom reinen Sammeln mit der Hacke bewehrt zur Saat schritt, wissen wir nicht; in der Nähe der verlassenen römischen Gutshöfe oder in der Umgebung der zurückgebliebenen gallo-römischen Bevölkerung sicher schneller als in den einsamen Gegenden. Wo aber der Boden aufgerauht und besät wurde, musste man ihn auch vor den Tieren schützen. Deshalb darf man sicher annehmen, dass das «Pferch» (Etter) oder der Zaun, der sehr früh bezeugt ist, eine unentbehrliche Massnahme darstellte, ebenso für die spätere, jahrhundertelange Dreifelderwirtschaft. Heute noch vorhandene und weitverbreitete Flurnamen weisen auf diese Einzäunung hin (im Einfang, im Ifängli, im Geeren).



Alemannisches Haus

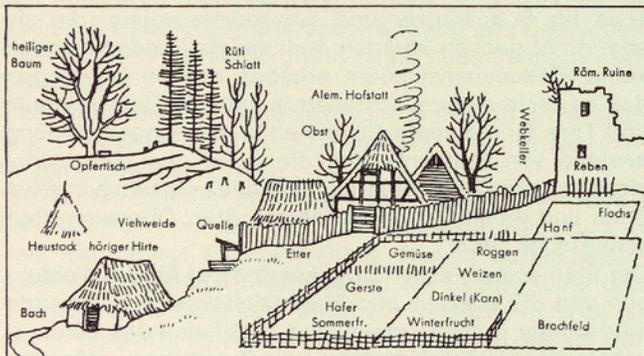
Nach H. Witzig

Die beiden Flurnamen Hard und Loor sind in unserer Gegend mehrfach bezeugt. Sogar unsere Verkehrsbetriebe schreiben «Härti». Bei uns in Seen fliesst ein Haarbach durch den Sonnenberg (aus Hardbach) — Hardhof = Waldweide. In Veltheim finden wir eine Loorstrasse. Am Nordabhang des Eschenbergs spaziert jung und alt gerne auf der Mittleren, Oberen und Unteren Loostrasse (das «r» ist durch Mundfaulheit verloren gegangen, wie ja durch Faulheit vieles verloren geht). Aber auch der schön gelegene Hof «Floren», oberhalb Oberseen, ist sprachlich auf «Looren» zurückzuführen. Durch Zusammenziehen der beiden Wörter «auf Looren» entstand «Floren».

Die Schweine hütete man in Eichen- und Buchenwäldern (Eichwäldli, Eichbühl). Die damaligen Landschweine ernährten sich von Eicheln und Buchennüssen, Pilzen und Kleintieren. Solche Schweineweiden nannte man auch Ackerten, Aeckerli, Egerten. Aegeri ist zum Beispiel ein solcher Flurname, der auf jene Zeiten hinweist. Auch Aegertschwil bei Wila. Eichen wurden wegen der Schweinemast von der Obrigkeit jahrhundertlang geschützt, kannte man doch noch kein besseres, stärkehaltigeres Futter wie etwa die Kartoffel. Gerste und Hafer brauchte man selber für den täglichen Brei. Auf solchen «Aegerten» frassen sich die Schweine nicht übergewichtig, wie etwa jene bekannten Spezies mit dem gleichen Verdauungsapparat. Das Gewicht einer zwei- bis dreijährigen Sau (Mor) soll nur 40 kg betragen haben, gegenüber 150 bis 200 kg heute.

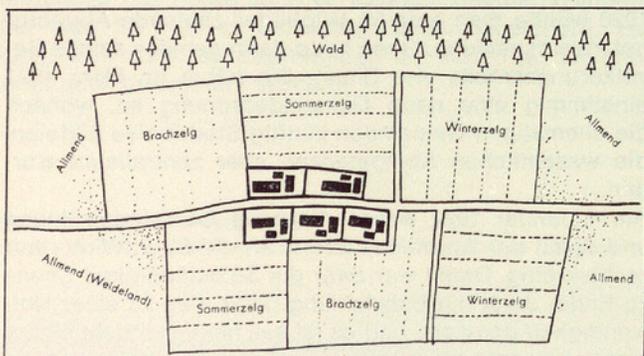
Erwähnenswert und nicht unwesentlich in der Ernährung der Frühzeit (Frühmittelalter) war neben dem Fleisch (Wildbret) der Waldbienenhonig, den eine weitverbreitete Waldbiene lieferte sowie das später so begehrte Wachs für die Kerzen. Rohr- und Rübenzucker kann man sich in unserem Lande erst viel später, jedoch niemals ohne Geld- und Marktwirtschaft vorstellen.

Die Dreifelderwirtschaft kannte jahrhundertlang nur die Fruchtfolge: Wintergetreide, Sommergetreide, Brache. Als Wintergetreide figurierte bis ins 20. Jahrhundert hinein der Dinkel (Korn), in der Westschweiz auch Roggen. Sommergetreide, das heisst Hafer und Gerste, spendete jahrhundertlang allein den täglichen Brei. Auf der Brache weidete das Vieh. Die Getreidefelder darf man sich nicht als geschlossene Ährenfelder vorstellen, wie wir es heute zu sehen gewohnt sind. Nein, auf diesen Zelgen gedieh weit mehr für den Kräuterpfarrer Künzli



Alemannische Siedlung

Nach H. Witzig



Dreifelderwirtschaft

Nach H. Witzig

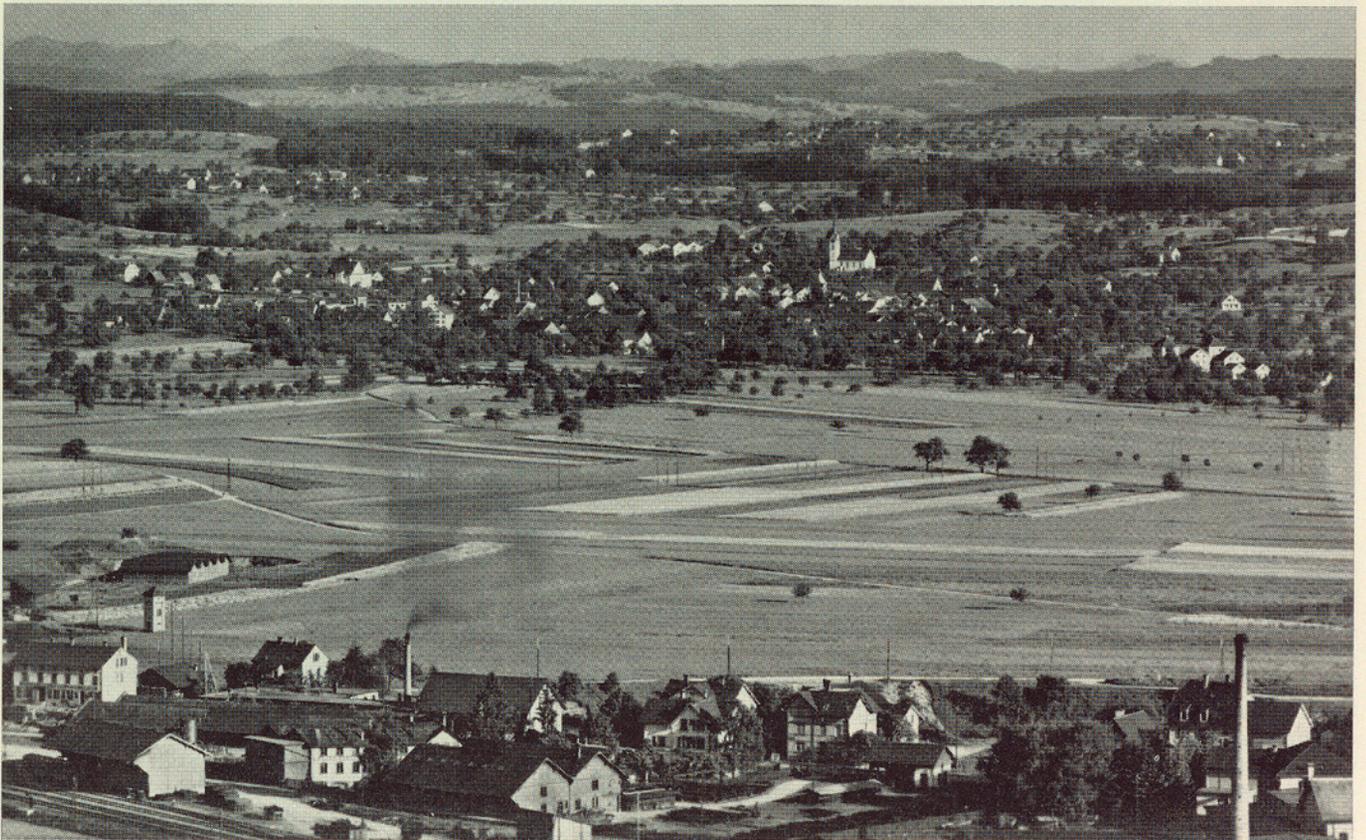
Haustiere hielt man anfänglich nicht im Stall, sondern im Pferch, im Etter, aus welchem man sie dann auf die Weide trieb, in den Hard(wald) oder in den Loor(wald). Beides bezeichnet schlecht gerodeten Wald, das heisst Wiesen mit viel Gestrüpp, Büschen, Tännchen und Dornen — ein Paradies für die naschende Ziege, Eldorado für das genügsame Schaf, aber kein Schlaraffenland für das gezwungenermassen anspruchslose Rind.

als für den Müller. Als Kuriosität sei hier noch erwähnt, dass bis ins 19. Jahrhundert arme Leute, Kleinbauern oder Arbeiterfamilien, die kein Land oder wenig Allmendrechte besaßen, mit Erlaubnis der reichen Bauern deren Kornzelgen jäteten und damit ihre Kuh oder Geissen fütterten. Die Ausbeute solcher Getreidezellen erreichte über Jahrhunderte das Zwei- bis Dreifache, je nach Bodenbearbeitung und Jahrgang höchstens das Drei- bis Vierfache des Gesätes. Im 18. Jahrhundert, unter dem Einfluss von Jakob Guyers (Kleinjogg) Theorie von der Düngung sowie der besseren und intensiveren Bodenbearbeitung, ergaben die Erträge das Sechs- bis Achtfache. Kleinjogg erlangte nach dem Vortrag vor der Neuen Helvetischen Gesellschaft europäischen Rang. In seiner Rede erkannte er als die dauerhafteste Verbesserung die Vermischung verschiedener, einander entgegengesetzter Erdarten. Heute gilt dasselbe für den Pflanzenwuchs, womit man ungeahnte Erfolge erzielt,

das heisst man wechselt die Fruchtfolge: Hackfrüchte (Kartoffeln und Zuckerrüben), Getreide, Zwischen- und Nachfrüchte, Klee — Kleinjogg würde sagen: einander «entgegengesetzte» Pflanzen —. Im Jahre 1930 erreichte man einen Weizenertrag pro Are von 20 kg und im Jahre 1940 bereits 40 kg pro Are. Heute, durch die intensivere Bodenbearbeitung, dürfte er noch wesentlich darüber liegen. Im Jahre 1945, als die Seemer Bauern ihre Äcker noch mit Pferden bestellten, lieferten sie an die Gemeindeackerbaustelle 45 000 kg Weizen ab. Im Jahre 1963, nach der Mechanisierung, waren es bereits 145 000 kg.

Lange verpönt war eine Kulturpflanze, die 1720 erstmals bei uns erwähnt wurde, die aber in Hungerjahren die armen Leute oft vor dem Tode rettete und heute noch als Nahrungsmittel nicht mehr wegzudenken ist: die Kartoffel.

H. U. Brunner



Grüzelfeld 1924 als Kornkammer für Seen

Sammlung F. O. Götsch

Aus der Geschichte der evangelisch-reformierten Kirchgemeinde Seen

Wohl die wenigsten Seemer wissen, warum die Verbindung zwischen der Tösstal- und der Hinterdorfstrasse Landvogt Waser-Strasse heisst. Es mag erstaunen, dass zu Ehren eines der doch eher verhassten Landvögte eine Strasse benannt wird. Noch mehr wird aber der Leser überrascht sein, wenn er vernimmt, dass es eben diesem Landvogt zu verdanken ist, dass die reformierten Seemer im Jahre 1648 eine eigene Kirche bauen durften.

Zwar stand schon seit ungefähr 1500 auf dem Kirchhügel eine Kapelle, die dem heiligen Urban geweiht war. Urban war der Schutzpatron der Weingärtner. Seen war damals ein Weinbauerdorf. An den Abhängen des Sonnenberges und in Stocken wuchsen noch bis in unser Jahrhundert hinein viele Reben.

Kirchlich gehörte Seen damals zu Oberwinterthur. Die wenigen kirchlichen Funktionen in der St. Urbanskapelle besorgte wohl der Pfarrer der Mutterpfarre. An den meisten Sonntagen und vor allem an den hohen Feiertagen pilgerten die Seemer noch nach der Oberwinterthurer Kirche. Schon lange trachteten die Seemer aber danach, anstelle ihrer alten und öden Kapelle eine eigene Kirche zu bauen, den der Weg nach Oberwinterthur war für die Kinder und alten Leute recht weit und oft beschwerlich. Aus der Geschichte lesen wir, dass der Weg «offt von langwirigem Regenwedter so tieff, dass von über 600 Seelen kein einziger zur Kilche kommen können, usgenommen die, so dahin geridten».

Die Seemer trugen im März 1648 ihr Anliegen durch die Vermittlung des Untervogtes Hans Hoffmann in Seen unter anderem Landvogt Hans Heinrich Waser, dem regierenden Landvogt auf Kyburg, vor. Waser war einer der edelsten Staatsmänner, welche die zürcherische und schweizerische Aristokratie hervorgebracht hat. Er beherbergte auch den ersten Pfarrer von Seen, Hans Heinrich Esslinger, zwei Jahre auf seinem Schloss zu Kyburg. (Näheres über Landvogt Waser im folgenden Artikel.)

Aber so leicht und widerstandslos ging der Kirchenbau doch nicht vonstatten. Als Untervogt Hoffmann den in seinem Haus versammelten Seemern am 12. März 1648 die Bewilligung der Regierung und die Unterstützung durch Landvogt Hans Heinrich Waser eröffnete, bestand offenbar keine freudige Einhelligkeit. Einige fanden den Bau der Kirche, der im Frondienst erstellt und zu Lasten der Seemer gehen sollte, als unnötig. Die Eidberger waren mit dem Standort nicht einverstanden und erklärten, sie hätten nach Oberwinterthur einen besseren und näheren Weg. Vor allem aber versuchte ein Schwager des Landvogtes, der damalige Pfarrer Conrad Körner von Oberwinterthur, den Bau zu verhindern. In seinem Brief vom 15. März 1648 — der sich im Staatsarchiv Zürich befindet — berichtete er Landvogt Waser ausführlich über die Uneinigkeit der Seemer. Wohl erbost über die bevorstehende Abtrennung von Seen, erwähnt er nicht gerade pfarrherrliche Brief etliche grobschlächtige Beschimpfungen der Gemeindegossen unter sich, die an der erwähnten Versammlung leicht hingeworfen wurden. Landvogt Waser aber merkte die wahren Gründe dieses Briefes und schenkte ihnen keine Beachtung. Die Seemer waren immer treue Untertanen der Kyburg gewesen. So konnte am 1. Mai 1648 der Grundstein zur Seemer Kirche gelegt werden. Mit glühendem Eifer beteiligten sich die Gemeindegossen — mit Ausnahme der Eidberger — am Kirchenbau und trugen 1788 Gulden zu-

sammen, woran Untervogt Hans Hoffmann allein 300 Gulden beisteuerte. Interessant ist die Aufzählung der am Bau beteiligten Gemeindeteile, nämlich «Under- und Ober-Seehen, Stocken, Gotzenwil, Eschenberg, Yberg, Bolstern, Sennhof, Töbeli, Mulchlingen, Häsithal, Lynsithal, Münchswejer, Uffm Daan» und nachträglich der «mehrer Theil von Eidtberg». Es scheint also festzustellen, dass bei Rechnungsabschluss, zwei Jahre nach vollendetem Bau, die Eidberger sich mit der Tatsache, dass sie nun nach Seen kirchgenössig waren, nicht nur abgefunden hatten, sondern dies dankbar anerkannten und damit einverstanden waren. Sie fanden also nicht mehr, dass der Weg nach Oberwinterthur näher sei als der nach Seen.

Die neue Kirche mit dem hübschen Käsbissenturm bildete ein harmonisches Ganzes. Alle neun mit Glasgemälden gezierten Fenster waren gestiftet worden. Leider sind diese, auch die mit den Wappen der Stifter versehenen Fenster, seit dem Einbruch der Franzosen im Jahre 1798 verschwunden.

Am 11. November 1649 wurde die Kirche eingeweiht. Über die anwesenden Gäste gibt die der gedruckten Predigt vorausgehende Dedikation genaue Auskunft. Landvogt Heinrich Waser betrat zuerst die Kanzel und leitete

Gedenkstein zu Ehren von Landvogt Waser im Chor der Kirche Seen
Sammlung F. O. Götsch

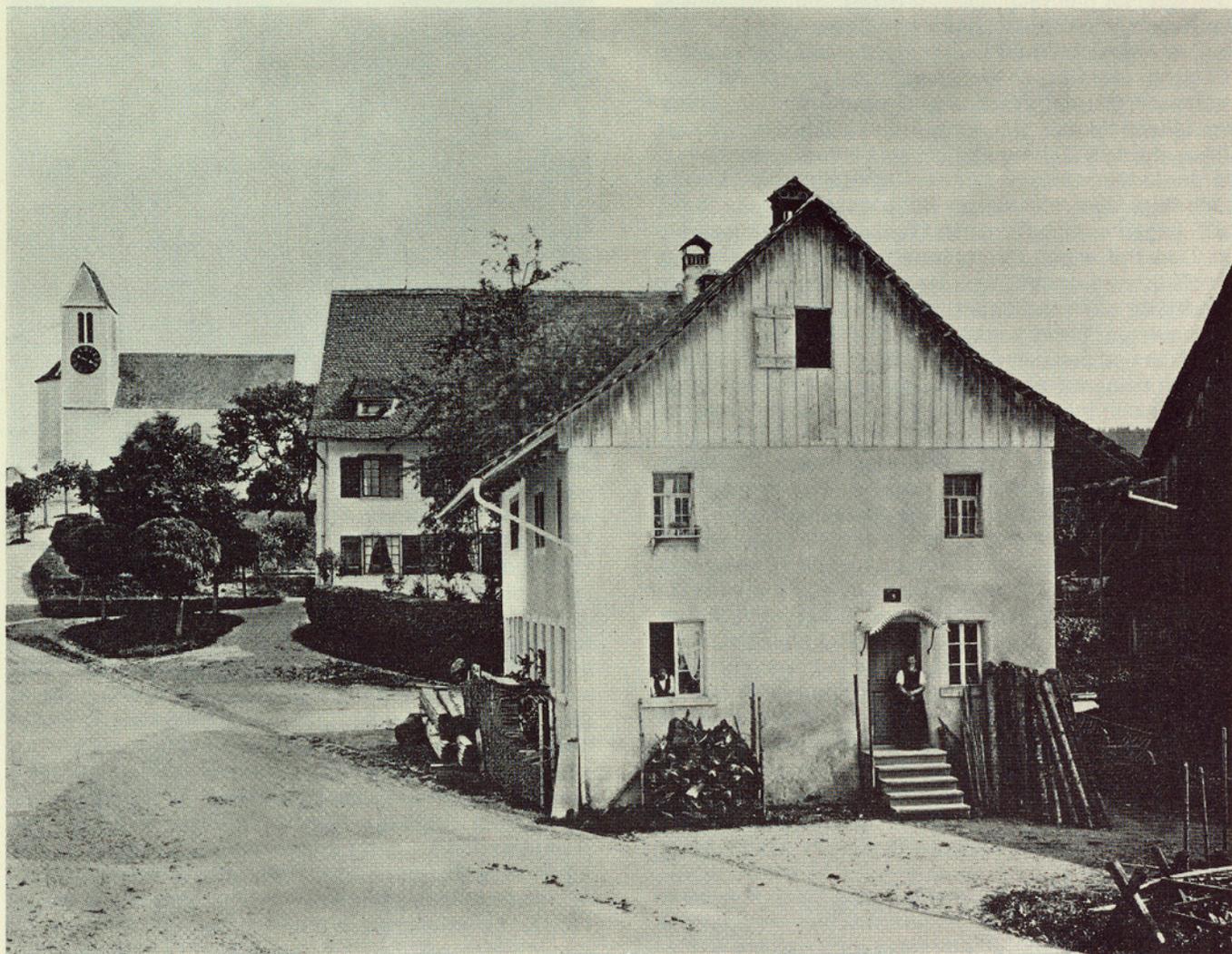


den Gottesdienst mit einer sehr ansprechenden Rede ein. Zu Ehren dieses Förderers unserer Kirchgemeinde findet der Besucher der Kirche heute noch eine Bauinschrift im Chor hinter der Kanzel, wo sein Name und sein Wappen verewigt sind. Die Predigt hielt Marcum Burkhardum, Pfarrer von Rickenbach. Als Dekan setzte er gleichzeitig den ersten Seemer Pfarrer, Hans Heinrich Esslinger, ein. Die von Dekan Burckhart gehaltenen Predigt war ein Auszug aus einer heute noch vorhandenen, gedruckten Predigt im Umfange von 204 Seiten, die zum Lesen mindestens fünf Stunden erfordert!

rennovation, bei welcher Gelegenheit die Orgel vom Chor auf die Empore versetzt wurde.

Am 1. Oktober 1931 schloss sich die Kirchgemeinde Seen mit Winterthur-Stadt, Oberwinterthur, Töss, Veltheim und Wülflingen zu einem Zweckverband zusammen, der unter Wahrung der übrigen Selbständigkeit der einzelnen Kirchgemeinden deren finanzielle Bedürfnisse befriedigt.

Am 1. Mai 1945 wurde ein zweiter Pfarrer eingestellt, und am 24. Mai 1952 konnte das gemeindeeigene Pfarrhaus an der Kanzleistrasse bezogen werden. 1958 wurde



Älteste Aufnahme der Seener Kirche mit Käsbissenturm

Sammlung F. O. Götsch

Da über die Gründung der Kirchgemeinde ausführlich berichtet worden ist, fassen wir die weiteren historischen Begebenheiten etwas kürzer.

Im Jahre 1886 wurde die Kirche um die Emporentiefe verlängert. Da durch diese Verlängerung die Harmonie zwischen Kirche und Turm sichtlich gestört war, glaubte man 1893 das Missverhältnis durch einen hohen Spitzhelm mit Giebeln korrigieren zu müssen. Eine einfache Erhöhung des Käsbissenturms um ein Stockwerk hätte allerdings auch genügt. 1904 erfolgte der Einbau der Orgel ins Chörli, was ein Fehlgriff war, weil dadurch der gotische Prospekt, der schönste Teil unserer Kirche, verunstaltet wurde. 1921 erhielt die Kirche mit der neuen Heizung die Vorbauten am Nord- und Westeingang. 1935 erfolgte dann die allumfassende Aussen- und In-

das alte, vierstimmige Geläute durch ein sechsstimmiges ersetzt. 1962 wurde die Friedhofanlage erweitert. Auf den 1. Januar 1963 erfolgte die Abtrennung des Mattenbachquartiers von der Kirchgemeinde Seen und wurde zusammen mit Teilen der Kirchgemeinde Winterthur-Stadt zur neuen Kirchgemeinde Mattenbach vereinigt. Als letzte Kirchgemeinde der Stadt Winterthur erhielt Seen ein modernes Kirchgemeindehaus, das am 1. November 1970 eröffnet wurde. Am 1. Oktober 1973 übernahm die Kirchgemeinde das Pfarrhaus an der Tösstalstrasse vom Kanton Zürich in ihren Besitz.

H. Brüngger

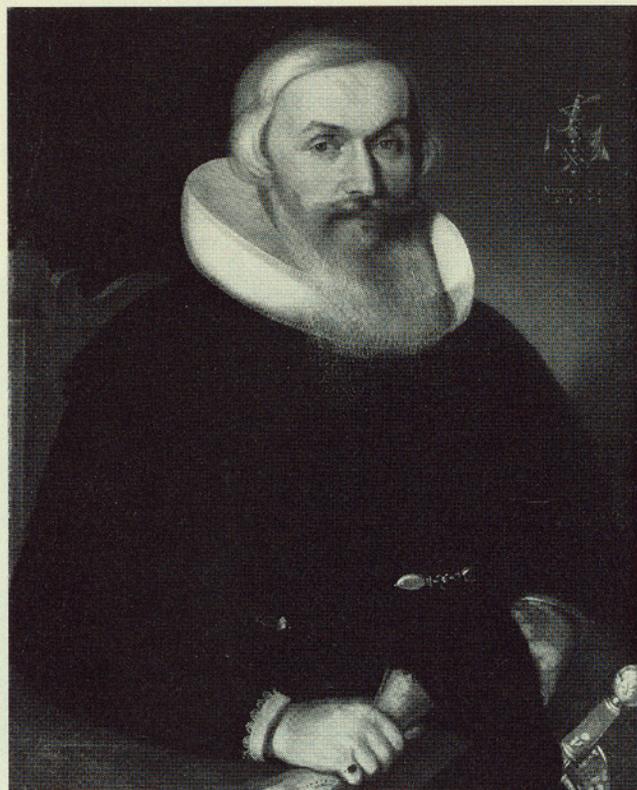
Quelle: Kirchengeschichte Seen bis 1940 von Rudolf Baumann.

Johann Heinrich Waser (1600–1669)

Sicher fragten Sie sich auch schon, wer eigentlich dieser Landvogt Waser war und was er mit Seen zu tun hatte, dass man in jüngster Zeit eine unserer Strassen ehrenvoll nach ihm benannte. Deshalb glaube ich, dass es Sie, liebe Leser, sicher interessiert, einmal etwas mehr über diese historische Persönlichkeit zu erfahren. Die nachfolgende Biographie ist eine Kurzfassung aus zwei Dissertationen, die in der Stadtbibliothek zu finden sind. Was der Landvogt Waser speziell mit den Seemern zu tun hatte, ist hier nicht mehr erwähnt. Sie lesen dies in der Geschichte der Kirchgemeinde Seen.

Johann Heinrich Waser wurde am 25. März 1600 als dritter Sohn des Caspar Waser geboren, der Diakon und Professor für Hebräisch am Grossmünster in Zürich war. Seine Mutter war eine Enkelin des Reformators Ulrich Zwingli. Die ersten fünf Schuljahre verbrachte er an der Lateinschule in Zürich. Dann folgte ein Wechsel nach Genf, dem reformierten Bildungszentrum Europas. 1616 begab er sich für einen Studienaufenthalt ins Veltlin. Dort traf er mit Georg Jenatsch, einem Kandidaten der Theologie, zusammen. Sie unternahmen zusammen eine Reise nach Mailand. C. F. Meyer, der aus den Aufzeichnungen Wasers von dieser Begegnung mit Jürg Jenatsch und den gemeinsamen Reisen in Italien wusste, lässt in seinem Roman «Jürg Jenatsch» diesen Waser mit Jenatsch ins Veltlin ziehen und dort den Protestantenmord miterleben. Historische Tatsache bleibt jedoch, dass diese beiden Männer einander kannten, zusammen studierten und Reisen machten. Dann zog Waser nach Padua und studierte an der dortigen Universität Geschichte. Er reiste durch Italien und hinterliess eine Reisebeschreibung über Italien in Tagebuchform. Kaum war er aus Padua zurück und hatte seine Studien in Zürich wieder aufgenommen, wurde er 1618 (kurz nach Ausbruch des Dreissigjährigen Krieges) mit Breitinger, einem berühmten Mann der protestantischen Kirche jener Zeit, als Sekretär nach Dordrecht in Holland geschickt, wo auf einer Synode über Religionsfragen verhandelt wurde. Er verfertigte auch hier wieder eine Reisebeschreibung. 1619 reiste er nach Prag und wurde Hofmeister beim Grafen Michaelowitz von Böhmen. Doch die Lage verschlimmerte sich bald so, dass er nach der Schlacht am Weissen Berg 1620 wieder nach Zürich zurückkehren musste.

Durch seine grosse Weltkenntnis und Sprachgewandtheit, auch dank seiner diplomatischen Fähigkeiten, wurde er im Juli 1621 als Volontär in den zürcherischen Staatsdienst aufgenommen. Deshalb verzichtete er auf seine weiteren theologischen Studien und wandte sich ganz der politischen Laufbahn zu. 1622 wurde er Mitglied des Stadtgerichtes. Er bildete sich inzwischen unermüdlich weiter, übersetzte Berichte in fremde Sprachen und lernte auch noch Spanisch. 1634 wurde er zum Stadtschreiber ernannt. Als solcher erwarb er sich grosse Verdienste um das Staatsarchiv, indem er an allen grossen Konferenzen und Verhandlungen ausführliche Protokolle schrieb und so der Nachwelt viel Interessantes schriftlich hinterliess. An zahlreichen Tagsatzungen war er Sekretär und bei vielen Religionsstreiten trat er als Schiedsrichter auf. 1644 wäre er beinahe zum Bürgermeister der Stadt Zürich gewählt worden. Eigentlich als Ersatz dafür wurde er 1646 zum Landvogt über die grösste Grafschaft des Zürichbietes ernannt: zum Landvogt von Kyburg. Sie umfasste damals 52 Zivilgemeinden mit 5118 Haushaltungen und zählte knapp 30 000 Seelen. Er erhielt die ausgedehntesten Befug-



*Joh. Heinrich Waser
nach einem Ölgemälde von Conrad Meyer, datiert 1654
Foto: Schweizerisches Landesmuseum
Sammlung F. O. Götsch*

nisse in der Verwaltung und Rechtsprechung, sogar diejenigen über Leben und Tod. Er amtierte von 1646 bis 1652 als Landvogt auf der Kyburg. In diese Zeit fallen auch seine Verdienste um den Bau der Seemer Kirche. (Siehe Artikel über die Kirchgemeinde Seen.) Er hinterliess eine reiche Sammlung der Rechte und der Rechtsverhältnisse der Grafschaft sowie eine Zusammenstellung der in seiner Amtszeit erfolgten Urteile. Es waren 2280 an der Zahl. Von diesen wurde von einem einzigen eine Appellation nach Zürich verlangt. Auch die Einkünfte verwaltete er so geschickt, dass er die Kasse seinem Nachfolger auf das Doppelte vermehrt übergeben konnte. Es gelang ihm auch 1646, bei den Bauernunruhen im Kanton Zürich, seine «Untertanen» von jeglicher Beteiligung abzuhalten. Alle diese Erfolge seiner Landvogtzeit zeigten die politischen Fähigkeiten der Person Wasers deutlich. Dies kam ihm sehr zu Diensten, als nach dem Ablauf seiner Amtsperiode als Landvogt von Kyburg der Zürcher Bürgermeister Salomon Hirzel starb. 1652 wurde er fast einstimmig zu dessen Nachfolger gewählt und behielt dieses Amt bis zu seinem Tode. Während seiner Amtszeit setzte er sich abermals erfolgreich als Vermittler in den Bauernkriegen ein. 1663 wurde er als Haupt der eidgenössischen Gesandtschaft zur Beschwörung des Erneuerungsbündnisses zwischen Frankreich und der Eidgenossenschaft nach Paris geschickt. Kurz vor seinem Tode wurde er noch beschuldigt, von Frankreich gekauft worden zu sein. Die gründliche Untersuchung des Falles ergab jedoch einen ehrenrettenden Ratsbeschluss.

Am 20. November 1669 starb dieser für den Kanton Zürich sowie für die ganze Eidgenossenschaft bedeutende Mann.

E. Lanz

Aus der Geschichte der Pfarrei St. Urban

Die alten Seemer Katholiken wissen noch zu berichten, dass sie früher der Pfarrei St. Marien in Oberwinterthur eingegliedert waren. Als im Jahre 1934 die Herz-Jesu-Kirche am Deutweg eingeweiht wurde, kam Seen zu dieser neuen Pfarrei. In der Folge nahm die Zahl der Katholiken ständig zu. Darum wurde 1961 ein Sonntagsgottesdienst im Schulhaus Büelwiesen eingeführt (ausser Ferienzeit). Am 1. November 1970 erhielt das Pfarreigebiet Seen einen eigenen Seelsorger. Gegen Ende des gleichen Jahres konnte der Gottesdienst während der Ferienzeit im reformierten Kirchgemeindehaus gefeiert werden. Mit der Zeit vermochte der Singsaal im Schulhaus die Gottesdienstbesucher kaum mehr zu fassen. So wurde seit dem 1. Mai 1972 ein zweiter Sonntagsgottesdienst gefeiert, und zwar am Vorabend. Auch hierfür stand uns in anerkennenswerter Weise das reformierte Kirchgemeindehaus zur Verfügung. Am 1. März 1972 wurde die Pfarrei St. Urban offiziell errichtet und von der Herz-Jesu-Pfarrei abgetrennt. Dadurch zählt die römisch-katholische Kirchgemeinde der Stadt Winterthur nun sieben Pfarreien. Aus einem Brief des Jahres 1649 ist uns bekannt, dass in Seen damals eine Kirche zu Ehren des hl. Urban stand. Deshalb hielten es die Seemer Katholiken für sinnvoll, die alte Tradition aufzunehmen und ihrer neuen Kirche und Pfarrei den Namen «St. Urban» zu geben.

Die Bemühungen, in Seen eine eigene Kirche und eine selbständige Pfarrei zu errichten, reichen weit zurück. Schon 1947 wurde der katholische Volksverein Seen gegründet. Er verfolgte drei Ziele: den Bau einer Kirche, einen eigenen Seelsorger und die Gründung einer Pfarrei. So hielt die römisch-katholische Kirchenpflege Winterthur Ausschau nach einem geeigneten Bauplatz. Der erste, an der Bollstrasse, wurde wieder verkauft, als sich ein besserer Platz anbot. 1962 erwarb die Kirchgemeinde den jetzigen Bauplatz an der Kreuzung Seenerstrasse/Landvogt Waser-Strasse. Am 10. Juli 1967 wurde eine Planungskommission eingesetzt. Schon zu Beginn des folgenden Jahres konnte sie der Kirchenpflege einen Bericht und einen Antrag unterbreiten. Daraufhin wurde ein beschränkter Wettbewerb ausgeschrieben. Aus 14 Projekten empfahl die Jury das Projekt der Architekten Benito Davi und Felix Arnold, Zürich, zur Ausführung. Am 6. Juli 1970 wählte die Kirchenpflege die neunköpfige Baukommission. Der entscheidende Tag war der 5. März 1972. Da bewilligten die Stimmbürger von Katholisch-Winterthur den Kredit von Fr. 4 623 500.— und gaben damit grünes Licht für den Bau des kirchlichen Zentrums St. Urban. Die steigende Katholikenzahl zeigt, wie dringend notwendig der Bau dieser Kirche war. Am 1. November 1971 zählte die Pfarrei Herz Jesu 9003 Katholiken. Im Einzugsgebiet der Pfarrei St. Urban wohnten damals (ein Teil der Quartiere Gutschick und Mattenbach eingeschlossen) 3991 katholische Christen. Der erste Spatenstich erfolgte am Freitag, den 16. Juni 1972, und damit der offizielle Baubeginn. Seither geht der Bau ziemlich planmässig voran. Am 20. Mai 1973 wurde der Grundstein gelegt, und am Sonntag, den 23. Juni 1974, fand die Weihe der neuen Glocken statt. Vor Ende dieses Jahres soll das Werk vollendet sein. Mit der Weihe und dem Bezug des kirchlichen Zentrums am Samstag, den 2. November, wird die Pfarrei einen Schlusspunkt unter ihre lange Baugeschichte setzen.

Damit wird aber die Zeit für eine intensive Aufbauarbeit kommen, deren Ausmass noch kaum abzusehen ist. Der innere Aufbau der Pfarrei hat zwar bereits in den letzten

Jahren begonnen. Eine Umfrage unter den Pfarreiangehörigen hatte gezeigt, dass sie sich von einer jungen Pfarrei teilweise neue Vorstellungen machen. Auf Grund dieser Umfrage wurde das Pfarreiteam gebildet. Es setzt sich zusammen aus dem Vorstand des einstigen Volksvereins und den Leitern von fünf Ressorts (Seelsorge, Gemeinschaft und Geselligkeit, Bildung und Information, Jugend, soziale Dienste). In einigen Ressorts sind bereits die ersten Gruppen entstanden. In den einzelnen Ressorts können stets neue Gruppen gebildet werden, einzelne werden vielleicht wieder eingehen. Eines hat sich bereits gezeigt: Für eine offene und kollegiale Form der Mitarbeit stellen sich immer wieder Leute zur Verfügung. Von dieser Mitarbeit hängt die Zukunft unserer Pfarrei und des Pfarreiteams ab. Mit viel Freude und Zuversicht sehen wir dem weiteren Aufbau entgegen. Wir sind uns allerdings bewusst, dass grosse Probleme auf uns warten. Gemäss der Stadtplanung soll Seen noch vor der Jahrhundertwende 30 000 Einwohner zählen. Das würde bedeuten, dass die Pfarrei St. Urban einmal mehr als 10 000 Katholiken umfasst. Damit kommen grosse Probleme auf uns zu. Ein erstes wird die *Integration* sein. Eine Pfarrei ist für alle Gläubigen da. Sie muss versuchen, Gemeinschaft und Geborgenheit zu bieten: dem Ausländer und dem Schweizer, dem Aussenstehenden und dem Gläubigen, dem Angestammten und dem Zugezogenen, dem Progressiven und dem Konservativen, dem Kontaktfreudigen und dem Isolierten, dem jungen und dem alten Menschen, der Familie und dem Alleinstehenden. Diese wenigen Stichworte zeigen die hohen Anforderungen an eine Pfarrei. Wo die Probleme gesehen werden, lässt sich auch eine Lösung finden.

Ein zweites grosses Problem wird die *Gemeinschaft* sein. Können so viele Menschen sich kennen und finden? Die Räumlichkeiten des neuen Zentrums sind in ihrer Konzeption zwar offen für Kontakte mit allen Menschen. Ob der Gottesdienst, die ausserkirchlichen Zusammenkünfte und der Einsatz der Gläubigen aber genügen werden, um die Menschen wirklich zusammenzuführen? Ein weiteres Problem ist die *Isolation*. Finden wir Möglichkeiten und Wege, allen Vereinsamten aus ihrer Isolation herauszuhelfen? Auch hier geht es wieder um die Mitarbeit möglichst vieler Pfarreiangehöriger. Alle, die das Problem sehen, müssen das richtige Wort finden und das tun, was das scheinbar Unmögliche möglich macht.

Als letztes möchte ich auf das Problem *Jugend* hinweisen. Wird auch sie einen Platz in unserer Mitte finden? Werden die Jugendlichen und Kinder sich angesprochen fühlen, werden auch sie bereit sein, Aufgaben zu übernehmen und die Gemeinschaft mitzutragen?

Es wird nicht immer leicht sein, genügend Mitarbeiter zu finden für so viele und so schwere Aufgaben — aber davon hängt entscheidend das Gelingen ab. Vielleicht liegt die Chance unseres Pfarreikonzepts darin, dass Menschen sich angesprochen fühlen, ihre Kraft und ihre Zeit in den Dienst der andern zu stellen. Sie können nicht bloss mitplanen und mitarbeiten, sondern auch mitbestimmen und Verantwortung übernehmen.

Die vielen Probleme, die hier nur angedeutet sind, werden die einen vielleicht mutlos machen, andere dagegen anspornen, sich voll einzusetzen. Eines wissen wir: All unser Bemühen wird nur dann zum gesteckten Ziel führen, wenn es mitgetragen ist vom gemeinsamen Beten. Denn «wenn der Herr nicht baut das Haus, mühen sich die Bauleute umsonst».

J. Gwerder, Pfarrer

Die alte und die neue Schule in Seen

1. Die alte Schule

Dieses schöne, grösstenteils aus Holz gebaute Haus stammt aus dem 17. Jahrhundert und diente bis 1838 als Gemeindeschulhaus. Es steht etwas abseits von der Tösstalstrasse am Sägeweg, nahe dem Mattenbach, und fügt sich schön in seine Umgebung ein. Hier amteten die alten, nur mangelhaft ausgebildeten Schulmeister, die fast immer noch ein Handwerk ausüben mussten. Die Schule zählte oft über 100 Schüler, und es war ein Glück, dass immer ein schöner Teil von ihnen fehlte. Die Lehrziele waren sehr bescheiden: Geschriebenes und Gedrucktes lesen können, Schreiben und nur ganz wenig Rechnen. Neben der Schule mussten viele Kinder stundenlang — oft nachts — in den Fabriken arbeiten. So kann man sich leicht vorstellen, welch beschwerliches Leben die alten Schulmeister hatten.



Alte Schule am Sägeweg

Foto E. Jäggli

2. Das Primarschulhaus Seen-Dorf

Nach dem Ustertag erhielt der Kanton Zürich eine neue, freiheitliche Verfassung. Eine der Hauptaufgaben war nun der völlige Neuaufbau des gesamten Erziehungswesens, denn eine Demokratie kann nur gedeihen, wenn die Stimmbürger richtig vorbereitet werden. In jenen Jahren sind landauf und landab Schulhäuser gebaut wor-



Schulhaus Dorf mit Stationsstrasse und altem Feuerwehrlokal um 1910
Sammlung F. O. Götsch

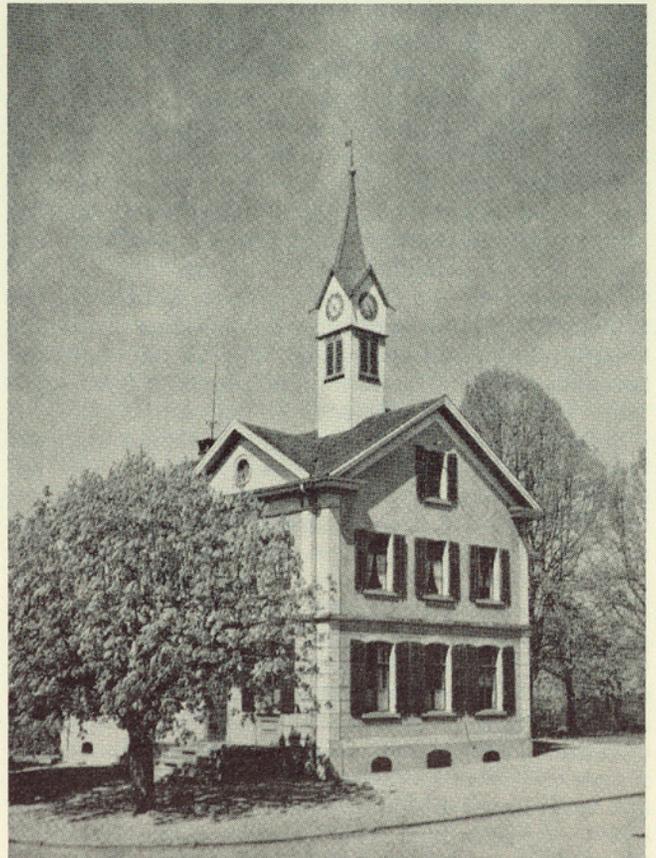
den, die grossenteils heute noch ihre guten Dienste leisten und deren Baustil ihre Entstehungszeit verrät. So auch das Schulhaus Dorf, das 1838 eingeweiht wurde. Es war ursprünglich nur zweistöckig: unten zwei Schulzimmer für 75 bis 80 Schüler, und der obere Stock enthielt zwei Lehrerwohnungen. Da die Schülerzahl ständig zunahm, wurden in den siebziger Jahren die beiden Lehrerwohnungen zu Schulzimmern umgebaut. 1889 genehmigte die Gemeinde das Projekt für den Aufbau eines dritten Stockwerkes mit zwei Schulzimmern, einem Kniestock für ein Arbeitsschulzimmer und einer Dachwohnung für den Abwart, so dass es nun sechs Klassen Raum bot.

Leider steht dieses Schulhaus mit seinem schönen, schattigen Vorplatz zu nahe an der Hauptstrasse, so dass der Unterricht oft stark gestört wird.

3. Das Schulhaus Eidberg

Bis 1920 bestanden in Eidberg und Iberg eigene Schulgemeinden mit Vorsteherschaften. Beide Schulen zählten je eine achtklassige Abteilung mit 60 bis 70 Schülern. Seit 1920 gehen die Schüler des 7. und 8. Schuljahres nach Seen. In zwei Schritten wurden die beiden Schulen schliesslich in Dreiklassenschulen umgewandelt. Das jetzige Schulhaus in Eidberg wurde 1895 eingeweiht. Das Türmchen, das von den Erben des alt Gemeinderat Koblet gestiftet wurde und das vorher das alte Schulhaus zierte, wurde abgebrochen und kunstgerecht in den Neubau eingefügt.

Heute besuchen die Erst- bis Drittklässler von Eidberg, Iberg und Gotzenwil die Schule in Eidberg.

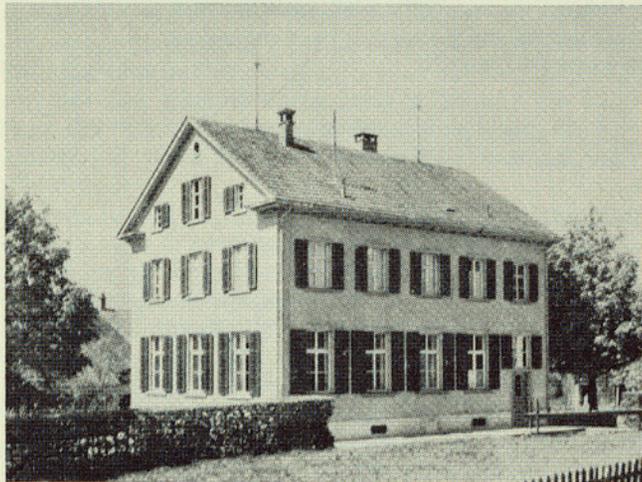


Schulhaus Eidberg

Foto E. Jäggli

4. Das Schulhaus Iberg

Das erste Schulhaus in Iberg wurde im Jahre 1834 gebaut, doch es genügte den Anforderungen nicht lange. Besonders nachdem 1860 die Arbeitsschule gegründet worden war, wurden die Platzverhältnisse prekär. So wurde dann 1891/92 mitten im Dorf, an aussichtsreicher Lage, ein neues, schmuckes Schulhaus gebaut. Heute nimmt es die Viert- bis Sechstklässler aus Iberg, Eidberg und Gotzenwil auf.



Schulhaus Iberg

Foto E. Jäggli

5. Das Schulhaus Sennhof

Als letzter Schulort im Schulkreis Seen bekam Sennhof im Jahre 1899 auch ein eigenes Schulhaus. Bis dahin besuchten sämtliche Schüler von Sennhof die Schule in Seen. In Anbetracht dessen, dass die Einwohner von Sennhof «eine Glocke weder läuten noch schlagen hörten», erhielt das Schulhaus ein Türmchen mit Uhrwerk und Glocke. Der erste Lehrer, der bis 1927 amtierte, hatte das Läuten noch selber zu besorgen.

Durch das Anwachsen der Schülerzahlen wurde es nötig, die Klassen der Mittelstufe schrittweise abzutrennen, so dass heute im Schulhaus eine reine Unterstufenabteilung geführt werden kann. Eine Zeitlang sah es aus, wie wenn diese Schule eingehen sollte, doch seit der Erstellung von Neubauten ist ihr Bestand wieder gesichert.



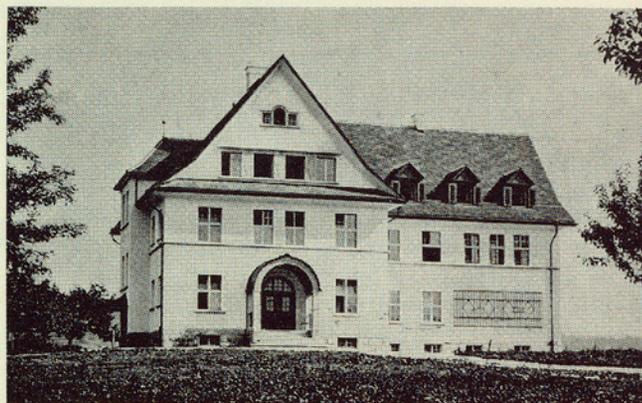
Schulhaus Sennhof

Foto E. Jäggli

6. Das Schulhaus Bühlwiesen

1916 wurde wohl das schönste aller Schulhäuser, das ehemalige Sekundarschulhaus Bühlwiesen, feierlich eingeweiht. Das Protokoll lautete erfreulich und übertreibt nicht: «Mit einstimmigem Beschluss wird der nun vollendete Bau, der sich stolz und vornehm auf licht- und sonnenreicher Höhe erhebt, rings umgeben von grünem Gelände, und der als Zierde des ganzen Sekundarschulkreises gelten darf, unter Dank und bester Zufriedenheit dem Architekten abgenommen.»

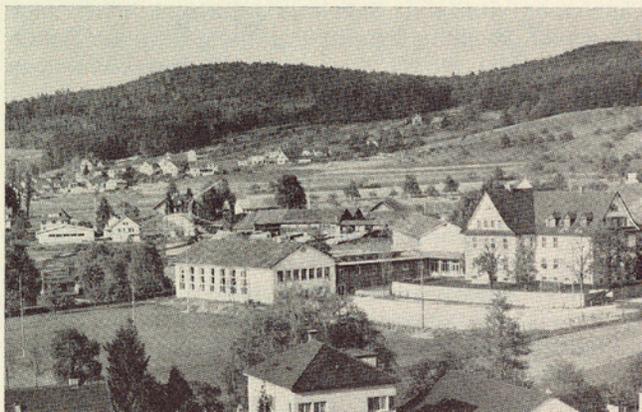
Dieses prächtige Schulhaus beherbergte während Jahren die Sekundarschule, eine kombinierte Abteilung 7./8. Klasse und eine Primarklasse. Von 1956 bis 1971 diente es der Mittelstufe der Primarschule. Jetzt steht es wiederum der Sekundarschule zur Verfügung.



Altes Sekundarschulhaus Bühlwiesen nach der Einweihung 1916
Sammlung F. O. Götsch

7. Neubau Bühlwiesen

Nach dem Krieg zeigte es sich, dass die Schülerzahlen wieder wuchsen. Es machte sich auch das Fehlen von Nebenräumen (Singsaal, Naturkunderaum, Zeichnungsraum, Metallwerkstatt usw.) immer stärker bemerkbar. Als wirtschaftlichste Lösung erwies sich eine Vergrößerung des bestehenden Sekundarschulhauses. Der neue Bau mit acht Klassenzimmern und allen Nebenräumen konnte 1956 bezogen werden. Anfänglich war die ganze Oberstufe im Neubau untergebracht. Seit 1971 ist er hauptsächlich für die Realschule bestimmt.



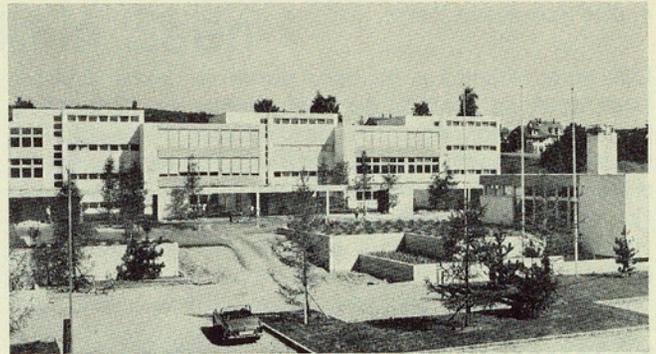
Sekundarschulanlage Bühlwiesen bei der Einweihung 1957
Foto M. Speich

8. Schulhaus Tägelmoos

Die starke Bautätigkeit in den letzten Jahren brachte Seen grossen Schülerzuwachs. Waren es 1945 sechs Primarklassen, so sind es heute deren 26! Gerade noch rechtzeitig konnte im Jahre 1971 das Primarschulhaus Tägelmoos eingeweiht werden. Heute sind bereits alle 22 Klassenzimmer belegt, so dass wieder ein neues Schulhaus geplant werden muss. Dieses soll südlich der Tösstalstrasse gebaut werden.

Das Schulhaus Tägelmoos ist das erste, das im Betonzeitalter errichtet worden ist. Es fügt sich harmonisch in seine Umgebung ein.

M. S.



Schulhaus Tägelmoos kurz vor der Eröffnung 1971
Foto Bauamt Winterthur

Die Schule in Seen jetzt und in Zukunft

Seen wächst. Aus dem gemütlichen Dorf wird eine Vorstadt. Die Häuser schiessen aus dem Boden und immer mehr grüne Flächen verschwinden. In die entstandenen Häuserblöcke ziehen Familien mit Kindern — erst sind es Kindergartenkinder, aber bald einmal marschieren sie mit dem Thek zur Schule.

So sind aus den 25 Schulklassen, die es 1970 in Seen gab, 1974 bereits 36 Klassen geworden. Ausserdem gehen noch über 50 Schüler aus Seen in andere Schulkreise zur Schule, sei es, dass es in Seen keinen Platz für sie hat (ca. 20 Oberstufenschüler), sei es, dass sie spezielle Klassen besuchen, die es in Seen noch nicht gibt. Ein Ende dieser stürmischen Entwicklung ist nicht abzusehen.

Die offizielle Schulplanung der Stadt Winterthur rechnet deshalb auch für 1980 mit über 80 Schulklassen und kommt auf astronomische Zahlen für ein Planziel in fernerer Zukunft. Nach dieser Schätzung, die sich aus geplanten Bauvorhaben ergibt, würde sich also die Zahl der Schüler 1980 bereits mehr als verdoppelt haben.

Wo aber sollen alle diese Schüler in die Schule gehen? Die bestehenden Schulhäuser sind schon jetzt voll belegt, inklusive das alte Schulhaus Dorf, das vor drei Jahren geleert werden konnte, als Lehrer und Schüler ins Tägelmoos umzogen. Schul- und Bauamt haben sich mit dieser Situation befasst und mehrere neue Schulhäuser geplant, die all diese neuen Klassen aufnehmen sollen.

Schon in zwei Jahren wird, ein positiver Entscheid der Stimmbürger vorausgesetzt, westlich der Tösstalstrasse ein neues Primarschulhaus stehen, das 18 Klassen aufnehmen wird. Zwar sieht man noch nicht einmal ein Loch an der vorgesehenen Stelle. Aber da das Schulhaus aus Fertigelementen gebaut werden soll, wird die Bauzeit kurz sein, wenn alles gut geht. Dieses Schulhaus, das Steinacker heissen soll, wird vor allem die Kinder aufnehmen, die westlich der Tösstalstrasse wohnen und die jetzt diese verkehrsreiche Strasse überqueren müssen.

Doch auch dieses Schulhaus wird bei der voraussehbaren Entwicklung nicht genügen, und so soll eines Ta-

ges auch im Gebiet des Stockemerbergs ein Primarschulhaus stehen.

Während noch vor zwei Jahren Schüler per Schulbus in den Sennhof geführt wurden, um dort den Schulbetrieb weiterhin aufrechterhalten zu können, ist das einzige Schulzimmer nun bis auf den letzten Platz mit Kindern aus dem Gebiet von Sennhof gefüllt. Sollte auch hier die Bevölkerungszahl weiter steigen, so könnte ein Pavillon mit vier Schulzimmern aufgestellt werden. Aber auch Eidberg und Iberg könnten eines Tages zu viele Schüler haben, so dass auch hier für später mit neuen Schulhäusern gerechnet werden muss.

Während seit ein paar Jahren die Realschule Seen pro Jahrgang doppelt geführt wird, sind für die Sekundarschule ab 1975 parallele Klassen geplant. Es können dann alle Oberstufenschüler in Seen selbst zur Schule gehen, besonders wenn gelegentlich auch eine Oberschule geführt werden könnte. Um auch für die Oberstufe genügend Schulraum zu haben, ist ein Oberstufenschulhaus mit zwölf Klassenzimmern in Oberseen geplant, das zwischen 1975 und 1980 realisiert werden soll.

Wenn alle diese Projekte verwirklicht werden, so wird genügend Raum für viele Klassen zur Verfügung stehen. Doch sind diese Häuser, so schön und modern sie auch sein mögen, nur der äussere Rahmen für die Schule in Seen. Werden sich dann auch genügend Lehrer finden, um diese Räume mit einem fröhlichen und fruchtbaren Schulbetrieb zu erfüllen? Wird Seen das Glück haben, auch für diese neuen Klassen Lehrer zu finden, die bleiben wollen, die bereit sind, in diesem veränderten Seen zu wirken, das seinen dörflichen Charakter verloren hat und das erst zu einer neuen Form finden muss? Nur dann können wir uns über neue Schulhäuser freuen, wenn wir, wie bisher, Lehrer finden, die sich dafür einsetzen, aus den vielen «Neuseemern» eine Generation heranzubilden, die für das Leben, das auf sie wartet, gut vorbereitet ist.

Frau Dr. M. Müller-von Monakow
Präsidentin der Kreisschulpflege Seen

Ein altertümlicher Bauernhaustypus in Seen

Als 1969 aus Anlass des sechzigsten Geburtstages von Dr. h. c. Albert Knoepfli von der Gesellschaft für schweizerische Kunstgeschichte zu seinen Ehren eine Festschrift herausgegeben wurde, stand darin ein Beitrag von Dr. Max Gschwend, der sich mit einer alten bäuerlichen Hausform in der Nordostschweiz befasste.

Es handelte sich um ein altes Bauernhaus in Uesslingen (Thurgau), das als eines der wenigen stehengebliebenen Walmdachhäuser mit Firststud und stehendem Dachstuhl aus der Zeit stammt, da in unserer Gegend die unheimlich viel Holz verbrauchende Ständerbauweise mit Bohlenwänden durch ökonomischeren Fachwerkbau abgelöst wurde.

In dem Artikel ist sehr klar geschildert, wie zwischen dem 15. und 17. Jahrhundert diese wahrscheinlich aus Süddeutschland stammende neue Bauart unsere «Hauslandschaft» gründlich umwandelte.

In unserer, damals noch vorwiegend mit Laubwäldern bestandenen Gegend, die viel krummes Holz lieferte, war an sich der Ständerbau die schon vom Material her gegebene Bauweise. Die geraden Stämme der Tannen, Fichten und Föhren verwendete man für die Rafen und Sparren der Dachhaut, aber die krummen Hölzer der Eichen konnten ganz gut zu Schwellen und Streben verarbeitet werden. Die Bohlenausfachungen der Ständerbauten bestanden aber aus Tannen-, Fichten- oder Föhrenholz.

Solange nun eine relativ bescheidene Bevölkerungszahl mit ihrer bescheidenen Bautätigkeit den Nadelholzbestand nicht übernutzte, konnte in der althergebrachten Ständerbohlenweise mit dem naturgegebenen, gemischten Holzangebot ruhig weitergebaut werden. Dann aber, als die zunehmende Zahl von Menschen eine rationellere Verwendung des Holzes erzwang, war diese Bauweise nicht mehr tragbar.

Man blieb vorläufig beim Ständerbau, und man behielt wohl anfangs auch noch das strohbedeckte, meist steile Rafendach. Aber die Ausfachungen zwischen den Wandständern füllte man nicht mehr mit den rar werdenden, gerade gewachsenen Nadelholzbohlen, sondern mit Flechtwerk, das dann mit Lehm und Stroh verstrichen wurde, oder man mauerte sie mit Bollensteinen und alten, zerbrochenen Dachziegeln einfach zu. In höheren Lagen, wie zum Beispiel im Tösstal, also in Gegenden mit vorwiegend Nadelholzwald, blieb man dem Ständerbohlenbau bis ins vorletzte Jahrhundert treu.

In unseren Dörfern rund um Winterthur befinden wir uns nun an der Grenze zwischen dem durch die Laubwaldzone des Weinlandes bedingten Fachwerkbau und der vom nahen Tösstal ausstrahlenden konservativen Ständerbohlenbauweise. Und da findet sich eine reiche Auswahl von verschiedenen Haustypen, so reich, dass es gar nicht schwer fällt, den von Dr. Max Gschwend in der Festschrift für Dr. Knoepfli beschriebenen Haustyp auch bei uns nachzuweisen.

In Seen, an der durch eine rasante Umgestaltung des alten, schönen Dorfkerns in ein modernes Einkaufszentrum aufs schwerste gefährdeten Hinterdorfstrasse, steht ein kleines, bescheidenes Haus mit einem altertümlichen Dach, das auf der einen Seite die ans Strohdach erinnernde Form des sogenannten Krüppelwalms hat. Das ehemalige Kleinbauernhaus hat zwei nebeneinanderliegende Wohnteile, wovon der eine sichtlich später angebaut wurde. In der Mitte des Baues öffnet sich die Wand

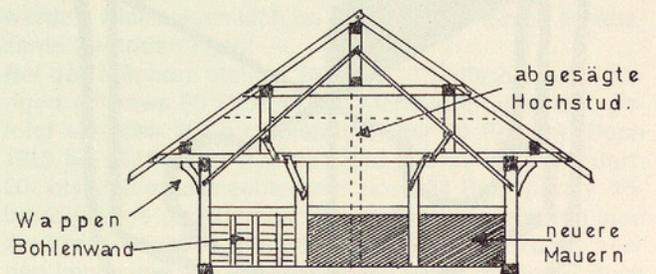
in einem Tenntor mit zum Rautenmuster sich findenden Verstrebungsleisten. Der einstmals daran anschliessende Stall ist zu einer Garage umfunktioniert worden. Ein nicht eben schönes Garagetor markiert die Stelle, wo einst ein Kleinbauer seinen bescheidenen Viehstand hatte...



Bauernhaus an der Hinterdorfstrasse 16

Das Ganze macht einen bescheidenen, fast ein wenig verschupften Eindruck. Doch dieser Eindruck trügt. Betrachtet man das kleine Bauernhaus etwas näher, so stellt man bald mit Erstaunen fest, dass es einem das Näher-mit-ihm-Befassen mit einigen ganz erstaunlichen Anblicken lohnt.

Zunächst einmal sieht man, dass es viel älter sein muss als alle umliegenden Häuser. Betrachtet man nämlich die altertümliche Walmdachform von innen, so entpuppt sich der Ökonomie teil als reiner Ständerbohlenbau. In einer späteren Zeit wurde der Wohnteil in einen Fachwerkbau umgebaut. Gewisse Einzelheiten sprechen aber dafür, dass auch er einst eine Bohlenwand zur Schau trug.



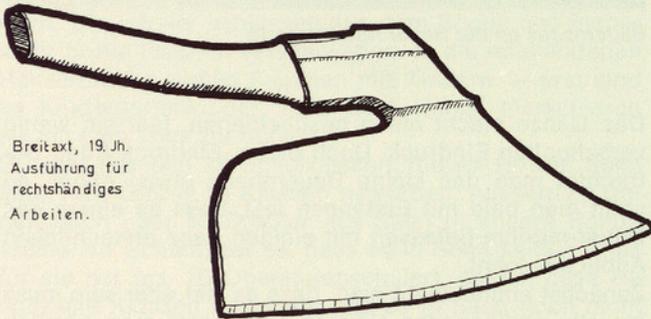
Skizze der Dachkonstruktion, vom Tenn gegen den Stall gesehen.

Die Dachkonstruktion ist noch ganz ursprünglich. Alle Holzteile über dem alten Wohnteil sind rauchgeschwärzt. Das bedeutet, dass der Rauch von Herd und Kachelofen einst durch einen grossen, aus Ruten geflochtenen und mit Lehm verstrichenen Rauchfang von der Küche in den offenen Dachraum geleitet wurde und dort durch die Ritzen des Daches langsam entwich. Das Holz ist durch

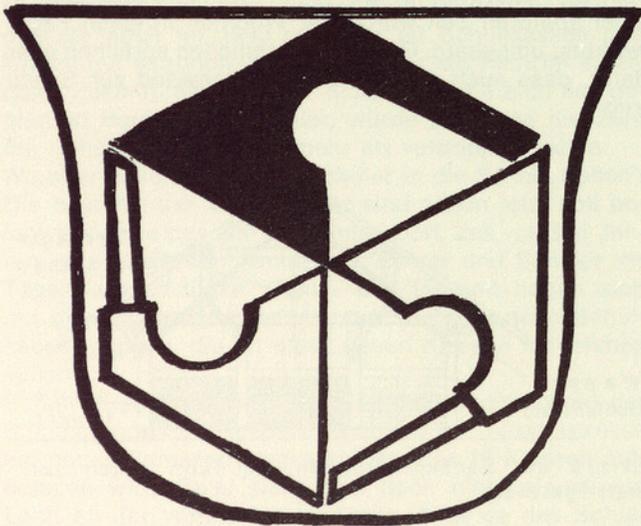
eine solche jahrhundertelange Räucherkur mit einer glasharten, pechartigen Masse überzogen worden, die eine ideal zu nennende Imprägnierung gegen Wurmfrass und Fäulnis darstellt. Diese Rauchhäuser sind besonders in Ackerbaugeregenden häufig. In nassen Jahren konnte man so die Frucht noch notdürftig trocknen. Natürlich hingen hier auch Fleisch, Speck und Würste, denn der Mensch kennt die Kunst, verderbliche Lebensmittel im Rauch zu konservieren, seit Urzeiten.

Der Dachstuhl über dem ehemaligen Stall ist vom noch erhaltenen Tenn aus gut zu sehen. Robuste Ständer, zum Teil sogar noch mit der alten Holzwand, tragen den altertümlichen, stehenden Dachstuhl mit dem einst auf durchgehenden, heute aber abgesägten Firststüden ruhenden Dachfirst, an dem die Rafen paarweise angehängt sind. Durchlaufende Streben und eingeblattete Kopf- und Fusshölzer versteifen die ganze Konstruktion auf sparsame, aber wirkungsvolle Art.

Alle Balken sind mit der Axt von Hand behauen worden. Man kann sich heute nur mehr schwer eine Vorstellung machen, wie mühsam einst die Bearbeitung der für einen Hausbau nötigen Hölzer war. Mit dem Beil und der Breitaxt wurde das Rundholz sauber vierkantig behauen. Die gespannte Schnur zeigte dabei die Richtung an, in der die künftige Balkenkante lag. Hieb der Zimmermann mit der Axt über die Schnur, so tat er etwas, was wir heute nur noch als Sprichwort kennen, oder es allenfalls in sehr übertragenem Sinne täten . . .



Breitaxt, 19. Jh.
Ausführung für
rechtshändiges
Arbeiten.



Wappen auf einem Flugpfetten-
bug mit drei Breitäxten im Kreis.

In hochgelegenen Gegenden war diese Art, Balken mit der Breitaxt aus den an Ort und Stelle gefällten Stämmen zu hauen, noch bis vor dem Ersten Weltkrieg üblich. Eine Breitaxt ist ein Werkzeug mit einer breiten, einseitig geschliffenen Schneide, an der etwas schräg ein ganz kurzer Holzstiel angebracht ist. In den mittelalterlichen Fresken in der Antonius-Kapelle Waltalingen ist ein Zimmermann mit einer Breitaxt arbeitend dargestellt. Auch in Wiesendangen, auf der Malerei Hans Haggenbergs, müht sich einer, den Stamm, der später das Kreuz Christi werden soll, mit einer solchen Axt zu bearbeiten.

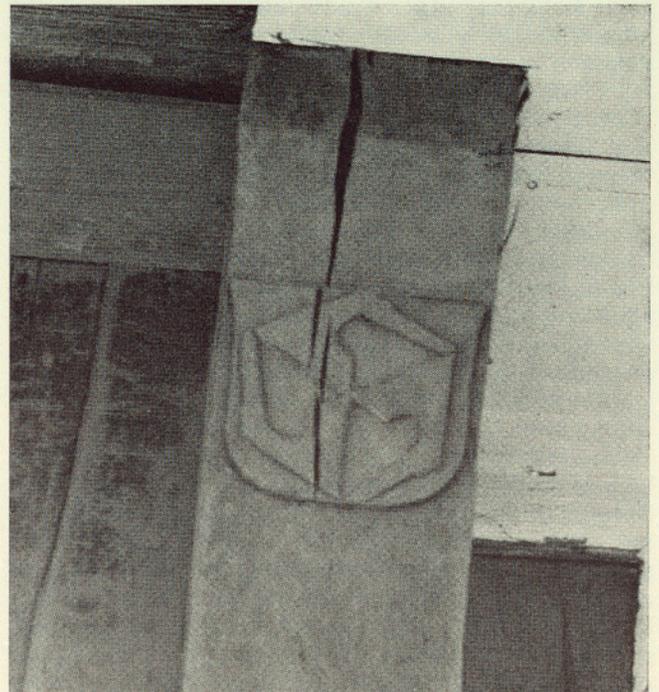
Doch zurück zu unserem Kleinbauernhaus an der Seener Hinterdorfstrasse! Wovon haben wohl diese Leute gelebt? Das Haus scheint zu klein für einen Bauernbetrieb, der eine ganze Familie hätte ernähren können. Vielleicht betrieben die Leute einen Beruf oder ein Gewerbe und das Höflein diente nur der teilweisen Selbstversorgung?

Mir scheint, das kleine Haus könne uns auch auf diese Frage eine Antwort geben!

Tritt man nämlich vor das Tenntor, so sieht man an den kleinen Bügen, die eine Schwebpfette unter dem Dachvorsprung tragen, kleine geschnitzte Wappen. Auf einem, an der Hausecke, stehen drei Spaten, das zweite ist leer, vielleicht war es früher einmal bemalt gewesen, das dritte zeigt zwei verschränkte Winkel und das vierte ein Sechseck, das sich erst nach einiger Mühe, aber dann sehr deutlich, als drei ein Sechseck formende Breitäxte erkennen lässt. Es liegt nahe, zu vermuten, dass hier einst ein Zimmermann hauste, der seinem Handwerkerstolz in diesen mit seinem Werkzeug geschmückten Wappen Ausdruck gab.

Ein kleines Haus, unscheinbar und etwas verlottert. So steht es an der Hinterdorfstrasse in Seen. Daneben breitet sich ein neues, profitableres und den teuren Boden besser nutzendes Gebäude aus, mit betonierten Autoabstellplätzen, einigem aus Beton spriessendem Grün um sich herum, und es besteht die Gefahr, dass mit der Zeit das lebenswürdige alte Haus diesem Ungetüm auch noch zum Opfer fallen könnte.

Max Siegrist



Geschnitztes Wappen auf dem Balken (siehe Skizze)
Fotos und Skizzen M. Siegrist

Seens Bevölkerung im 19. und frühen 20. Jahrhundert

Wer heute mit offenen Augen durch Seen geht, kann, ohne die Geschichte des Ortes näher zu kennen, klar sehen, dass die früheren Bewohner offenbar Bauern gewesen sein mussten. Besonders unterstrichen wird dies durch die weit auseinanderliegenden Weiler und Höfe im Süden und Osten des Dorfkerns, wo die Landwirtschaft ja noch heute eine wichtige Rolle spielt. Das Dorfbild konnte sein bäuerliches Aussehen noch lange bewahren. Wie steht es aber mit der Bevölkerungszusammensetzung?

Das Steuerregister von 1832 zeigt neben Bauern auch eine Anzahl von Gewerbetreibenden, so etwa den Dorfschmied, Schuster, Schreiner, Maurer, Zimmerleute, den Dorfbäcker und andere, die vor allem für die lokalen Bedürfnisse arbeiteten. Als willkommenen Nebenverdienst betrieben manche Bauern noch ein Handwerk oder Gewerbe, zum Beispiel die Korbflechterei. Auch der Dorfwirt und die Inhaber der drei Weinschenken betrieben noch Landwirtschaft. Eigentliche Heimarbeiter (vor allem Weber) gab es nur wenige.

Dieses Bild veränderte sich bis zur Eingemeindung (Ende der untersuchten Zeitspanne) grundlegend. Der Anteil der Bauern an der steigenden Bevölkerungszahl nahm laufend ab. Immer mehr Leute verdienten ihr Brot in Industrie und Gewerbe. Ein Teil fand Arbeit in den Spinnereien in Töbeli (gegründet 1836) und Sennhof (gegründet 1861), mehr und mehr aber auch in den grossen Industrien von Winterthur und Töss. Um 1920 war nur noch ein Sechstel bis ein Fünftel in der Landwirtschaft beschäftigt.

Die Bevölkerungsentwicklung von 1836 bis 1920 (Volkszählungszahlen) verlief in ziemlich ruhigen Bahnen; von 1499 nahm die Einwohnerzahl auf knapp 3500 zu. Dies bedeutet eine Zunahme um 133 Prozent, was gar nicht so viel ist, wenn man dies mit Töss und Winterthur vergleicht, wo die Zunahme im gleichen Zeitraum 310 Prozent beziehungsweise 475 Prozent betrug! Die Gründe dafür sind allgemein bekannt: Die Fabriken, die sich im Raume Winterthur/Töss ansiedelten — Rieter, Sulzer und SLM, um nur die wichtigsten zu nennen —, begünstigten diese rasante Entwicklung, während Seen viel weiter abseits lag. Die Umstellung von der Landwirtschaft zur Industriearbeit hatte in Töss schon viel früher eingesetzt.

Die Bevölkerung hatte sich von 1836 bis 1920 mehr als verdoppelt und in ihrer Zusammensetzung stark verändert. Damit stellen sich einige Fragen:

- Steigt die Zahl der Eheschliessungen, Geburten und Todesfälle im gleichen Mass wie die Bevölkerungszahl?
- Zeigen sich im Heiratsverhalten, in der Heirats- und Geburtenhäufigkeit Veränderungen?
- Sind Zusammenhänge zur wirtschaftlichen Lage vorhanden?

Die Angaben zur Beantwortung dieser Fragen mussten in recht mühsamer und zeitraubender Arbeit aus den Pfarrbüchern und, ab 1876, aus den Zivilstandsregistern herausgezogen werden.

Geburten: Die Zahl der Geburten schwankt von Jahr zu Jahr teilweise beträchtlich, steigt aber bis um 1900 an,

um dann stark abzufallen. Um richtige Vergleichsmöglichkeiten zu erhalten und um nicht zu Fehlschlüssen zu kommen, muss die Zahl der Geburten im Verhältnis zur Bevölkerungszahl betrachtet werden. Dies ergibt die sogenannte Geburtenrate. Diese wird in Promille ausgedrückt, das heisst Anzahl der Geburten pro tausend Einwohner.

Grob gesehen steigt die Rate von etwa 30 Promille in den 1830er Jahren auf Werte um 35 bis 40 Promille in den frühen 1880er Jahren. Als Folge der grossen wirtschaftlichen Krise der späten 80er Jahre fällt die Geburtenrate stark ab und erholt sich nicht wieder, sondern sinkt weiter ab bis auf Werte um 20 Promille. Dies im Gegensatz zur Gemeinde Töss, wo sich nach der Krise bis etwa 1900 wieder ein starkes Ansteigen zeigt. Warum aber nicht in Seen? Töss macht in den 90er Jahren einen starken wirtschaftlichen Aufschwung mit, viele Leute wandern als Arbeitskräfte zu. In Seen dagegen findet man gleichzeitig eine starke Abwanderung, die vor allem jüngere Leute erfasst. Die Zahl der Ehen und damit der Geburten sinkt natürlich ab. Dieses Absinken der Geburtenrate ist aber auch eine Erscheinung, die alle Industrienationen erfasst und sich bis heute fortsetzt. Wir alle wissen ja aus unserer eigenen Verwandtschaft, dass die Familien zu Grossmutter- und Urgrossvaterzeiten noch viel grösser waren.

Eheschliessungen: Auch bei den Heiraten schwankt die jährliche Zahl stark. Neben diesen kurzfristigen, mehr zufallsbedingten Schwankungen gibt es aber auch längerdauernde Hoch- und Tiefstände, die von besonderem Interesse sind. Eine Vielzahl von Einflüssen wirkt auf die Zahl der Eheschliessungen ein, wie etwa die wirtschaftliche Lage, Epidemien, Ernteerträge, Zu- und Abwanderung. Diese Faktoren können allein oder zusammen wirken, sie können sich gegenseitig verstärken oder abschwächen. Vereinfachend kann gesagt werden, dass die Heiratsraten bis zur Krise der 80er Jahre mehr oder weniger dem Auf und Ab der wirtschaftlichen Lage folgen. In den späteren 90er Jahren und bis über 1900 hinaus, also eine wirtschaftlichen Blütezeit, zeigt sich auch der Einfluss der Abwanderung: die Rate liegt in Seen deutlich unter den Werten für Töss. Sie bleibt auf niedrigen Werten und erholt sich erst nach dem Ersten Weltkrieg wieder. Das Heiratsalter konnte erst ab 1875 untersucht werden. Hier zeigen sich im Lauf der Zeit einige interessante Veränderungen:

Bei den Männern stellten 1875 bis 1879 die 20- bis 24jährigen mit etwa 35 Prozent die stärkste Gruppe dar, gefolgt von den 25- bis 29jährigen mit 30 Prozent. Doch 1915 bis 1919 hatte sich das Bild vollständig verändert: 20- bis 24jährige machten nur noch 24 Prozent aus, 25- bis 29jährige dagegen 44 Prozent! Bei den Frauen sind die Veränderungen weniger gross. Stärkste Gruppe blieben immer die 20- bis 24jährigen, wenn ihr Anteil auch leicht zurückging.

Gab es Unterschiede im Heiratsalter bei verschiedenen Berufsgruppen? Zwei entgegengesetzte Gruppen wurden herausgegriffen: Landwirte und Industriearbeiter. Dabei zeigte sich, dass bei den Arbeitern der Anteil der bis 24jährigen bedeutend höher lag als bei den Bauern, bei denen es viel weniger Jungheiraten gab.

Recht erstaunliche Ergebnisse, besonders wenn man Seen mit Töss vergleicht, brachte die Untersuchung des Herkunftsortes der Bräute, das heisst des früheren Wohnortes, nicht des Bürgerortes. Erwartet wurde:

- Zunahme des Anteils der auswärtigen Bräute;
- Anteil der auswärtigen Bräute in Töss höher als in Seen;
- Töss zeigt einen viel weiteren Heiratskreis als Seen.

Die erste Annahme traf zu, nicht aber die zweite. In Seen stammten 1876 bis 1880 37 Prozent der Bräute von auswärts. 1916 bis 1920 sogar 47 Prozent. Für Töss lauten die Vergleichszahlen 24 Prozent und 34 Prozent. Besonders unerwartet kam dies, da in Töss der Anteil der Nichtbürger viel höher lag als in Seen. Eine einleuchtende Erklärung konnte gefunden werden: In Seen erfolgte der Zuzug der Braut erst mit der Heirat, in Töss dagegen zogen offenbar schon viele Mädchen ledig zu und arbeiteten dort vor ihrer Heirat. Im Falle einer Heirat konnten diese, da sie zu diesem Zeitpunkt ja bereits zur Tösser Wohnbevölkerung zählten, nicht mehr als «auswärtige Bräute» erfasst werden.

Im Falle von Seen stammten die meisten auswärtigen Bräute aus kleineren Gemeinden, die landwirtschaftlich oder gemischt landwirtschaftlich-industriell orientiert waren, also aus Gemeinden, die Seen ähnlich waren. Interessant ist auch der grosse Unterschied zwischen Töss und Seen in bezug auf den Anteil der Bräute aus Winterthur. In Seen waren es 1916 bis 1920 nur 7 von 62 auswärtigen Bräuten (= 11,3 Prozent), in Töss dagegen 41 von 79 (= 52 Prozent). Obwohl man in diesem Zeitpunkt Seen bereits nicht mehr als Landwirtschaftsgemeinde bezeichnen kann, scheint der Heiratskreis noch immer an ein überliefertes Milieu gebunden gewesen zu sein, dem man selbst nicht mehr angehörte (nur noch 10 Prozent der Ehen waren in diesem Zeitabschnitt von Bauern geschlossen worden). Selbst Industriearbeiter in Seen fanden ihre Bräute nicht etwa in Winterthur oder Töss, wo sie arbeiteten, sondern in

den erwähnten kleinen Gemeinden, meist in der näheren Umgebung von Winterthur.

Sterbefälle: Das 19. Jahrhundert brachte ein Ende der früher mit erschreckender Häufigkeit auftretenden Hungersnöte und des damit verbundenen Anstiegs der Sterblichkeit. Als letzte grosse Hungersnot gilt allgemein diejenige von 1816 bis 1819, die viele ins Elend brachte. Wirtschaftliche Krisen und Entlassungen konnten sich zwar noch auf die Ernährung auswirken, die Sterberate wurde dadurch aber kaum mehr beeinflusst. Die Sterberate zeigt von 1836 bis 1870 ein leichtes Auf und Ab. Von da an fällt sie dauernd und wird erst durch die grosse Grippeepidemie von 1918 wieder kurzfristig etwas heraufgedrückt. Bessere Ernährung, bessere ärztliche Versorgung, vor allem aber ein starker Rückgang der Säuglingssterblichkeit, sind dafür verantwortlich.

Bis etwa 1880 weist die Säuglingssterblichkeit erschreckend hohe Werte auf, Zahlen, wie wir sie uns heute nur noch schwer vorstellen können und wie sie heute nur noch in Entwicklungsländern zu finden sind. Werte von 25 Prozent und mehr sind keine Seltenheit, ja 1844 starben sogar 44 Prozent der Geborenen vor Vollendung des ersten Lebensjahres! Nimmt man noch die Totgeburten, die damals noch sehr häufig vorkamen, und alle diejenigen dazu, die vor Erreichen des heiratsfähigen Alters starben, so versteht man auch die hohen Kinderzahlen vergangener Jahrhunderte besser. Nach 1880 fällt die Säuglingssterblichkeit rasch ab und erreicht 1910 bis 1914 erstmals weniger als 10 Prozent.

Der vorliegende Aufsatz beansprucht natürlich keineswegs Vollständigkeit. Eine Anzahl von Fragen konnte mit dem vorhandenen Quellenmaterial nicht oder nur teilweise beantwortet werden. Vieles musste infolge der Kürze auch weggelassen werden. Nur einige wenige Probleme konnten streiflichtartig gezeigt werden.

H. J. Ritz



Mittwochsgesellschaft Seen 1900

Sammlung F. O. Götsch

Die Tösstalbahn

Im Gegensatz zum 1200 Jahre alten Seen ist die Tösstalbahn mit ihren 99 Jahren noch sehr jung, feiert sie doch erst im Mai nächsten Jahres ihr 100jähriges Bestehen. Aber was in diesen 99 Jahren an Bahngeschichte entstanden ist, gäbe wohl ein eigenes Buch. Deshalb soll nur in ganz groben Zügen über das «Tetelibeh» (TTB) geschrieben werden, wollen wir doch der sicherlich erscheinenden Festaussgabe zum 100jährigen Geburtstag der Bahn nicht vorgreifen.

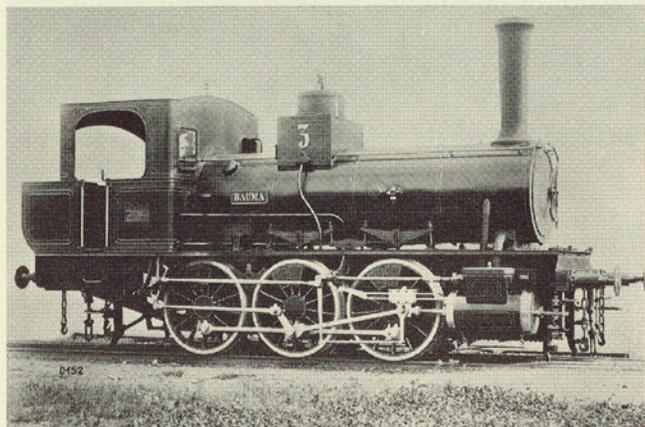
Für Seen selbst hat die Bahn an und für sich keine oder nur noch geringe Bedeutung, da der Güterverkehr sich heute zum grössten Teil per Camion abwickelt und früher mit Pferd und Wagen erfolgte. Mit dem Zug nach Winterthur zu fahren, ist doch ein wenig umständlich, wo man mit dem Bus in kurzen Abständen direkt ins Stadtzentrum kommen kann, ganz abgesehen von den Personenwagen, die es einem noch mehr erleichtern, an jeden beliebigen Ort zu gelangen. Aber damals, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als noch kein Mensch von Autos und Bussen oder Strassenbahnen sprach, war es gerade für das Tösstal eine dringende Notwendigkeit, eine gute Verkehrsverbindung zu den grösseren Zentren zu erhalten, denn die Tösstaler Industrie war auf den Absatz ihrer Waren sehr angewiesen. Davon lebte die ganze Talschaft. So schlossen sich denn die verschiedenen Gemeinden zusammen, um eine Bahnlinie zu bauen. Da auch die Stadt Winterthur daran sehr interessiert war, unterstützte sie das Vorhaben in jeder nur erdenklichen Weise. Nach langem Hin und Her — die Trasseeführung bereitete ausserordentliche Schwierigkeiten und auch das finanzielle Problem musste gelöst werden — war es dann aber doch am 4. Mai des Jahres 1875 soweit: Die Einweihung der Tösstalbahn fand mit festlichem Gepränge und unter grosser Anteilnahme der gesamten Bevölkerung statt. Seinerzeit handelte es sich noch um eine Privatbahn, die sehr bald die mächtige Konkurrenz der Nordostbahn und der Vereinigten Schweizer Bahnen zu spüren bekam. Aber dank der vielen Gönner, vor allem des Fischenthaler Bürgers Johann Schoch, der zwar in Mailand lebte, aber seiner Heimat eng verbunden blieb, konnte sie immer wieder alle finanziellen Engpässe überwinden. Dieser Johann Schoch, dem zu Ehren die Lokomotive Nummer 1 der Tösstalbahn seinen Namen erhielt, spendete alles in allem 620 000 Franken. Aber finanzielle Schwierigkeiten tauchten immer wieder auf. So stehen in einem Gedenkblatt zur Gründung der Töss-

talbahn, geschrieben im Jahre 1921 von J. B. Schnurrenberger, unter anderem folgende Zeilen:

«Auch mit Bezug auf den 1879er-Coupon konnte am 17. Juli, nachdem die Gemeinden — mit Ausnahme von Seen — ihre Quoten erlegt hatten, die Einlösung publiziert werden. Die Gemeinde Seen zahlte erst im November 1879 ihr Betreffnis nebst Verzugszinsen nach durchgeführtem Rechtstrib ein. Das Bundesgericht, von den Vorgängen verständigt, verfügte mit Schlussnahme vom 26. September 1879 die Abschreibung sämtlicher Liquidationsbegehren. Man würde sich aber täuschen, wollte man jetzt annehmen, dass die Garanten nun williger geworden wären. So verwarf Turbenthal mit Gemeindebeschluss vom 29. Februar 1880 die Einlösung des Märzcoupons und beschloss ferner, es sei die Tösstalbahn für schon bezahlte Zinsenbeträge rechtlich zu betreiben, eventuell dafür Deckung zu verlangen. Und die Gemeinde Seen hatte in ihrer Versammlung vom 7. März beschlossen, ihre Quote unverzüglich einzuzahlen, dagegen für alle bisher bezahlten Obligationenzinse die Bahngesellschaft zu betreiben.» Und weiter heisst es noch, was Seen anbelangt: «Nun aber ergriff die Gemeinde Seen gegen den regierungsrätlichen Aufhebungsbeschluss den Rekurs an das Bundesgericht, wurde indes mit Beschluss vom 17. Juni ebenfalls abgewiesen. Dieser Entscheid war für die Bahngesellschaft um so wichtiger, als es nun nicht mehr in der Willkür einer einzelnen Gemeinde liegen konnte, den Konkurs über die Bahn zu begehren.»

So sah also die Kehrseite der Medaille aus. Auf der einen Seite die grosse Freude über die Bahn, die einem viel Wege auf Schusters Rappen ersparte und weitere Verdienstmöglichkeiten erschloss, auf der anderen Seite die finanzielle Misere, in die die Tösstalbahngesellschaft immer wieder trotz grosser Bemühungen geriet. Die Bahn erhielt denn bald auch einmal den sehr treffenden Namen «Schmerzenreich», bereitete sie ihren geistigen Vätern doch immer wieder grosses Kopfzerbrechen. So war man denn auch gar nicht so abgeneigt, als sich der Bund dazu entschloss, die Tösstalbahn aufzukaufen. Es dauerte aber noch eine ganze Weile, bis es endlich dazu kam. Und dieser bedeutsame Zeitpunkt war der 1. Januar 1918. Ein Jahr später, an der Generalversammlung der Aktionäre, wurde die Liquidation der Tösstalbahngesellschaft beschlossen, und nach dem gesetzlichen Sperrjahr wurde die Firma im Handelsregister gelöscht.

*Nr. 3 aus der ersten Serie der Tösstalbahn-Dampflokomotiven. Sie sah genau gleich aus wie die Nr. 1 namens «Johann Schoch»
Foto Schweiz. Lokomotiv-Fabrik Winterthur*



*Der Bahnhof Seen in seinem ursprünglichen Zustand
Sammlung F. O. Götsch*



Von nun an ging's bergauf. Und bald einmal fasste man den Entschluss, die Strecke ins Tösstal zu elektrifizieren, wobei sich verschiedene Tösstaler Gemeinden sehr tatkräftig dafür einsetzten, allen voran die Turbenthaler. Es verstrichen zwar noch etliche Jahre, bedurfte es doch vieler Änderungen an Bahnstationen, Geleisen, Brücken und so weiter. Aber dann, 1951, war es geschafft. Die erste elektrisch betriebene Lokomotive zog ihre Wagen ins Tösstal. Ein neues Zeitalter hatte begonnen. Und damit war die alte Dampfrossromantik nun endgültig zu Ende, gehörte der Vergangenheit an. Keine Rauchschwaden, kein Bimmeln mehr. Auf neuem, geraderem und besser ausgebautem Trasse, und vor allem schneller, kam der geschäftige Reisende an sein Ziel. Und doch, wie viele mögen damals, im Jahre 1951,

dem lieben, dampfprustenden und schnaufenden Bähnlein im Stillen eine Träne nachgeweint haben? Sind doch gerade für die ältere Generation, trotz vieler Widerwärtigkeiten, auch schöne Erinnerungen an frühere Zeiten damit verbunden gewesen. Aber den Fortschritt kann man nicht aufhalten, man muss ihm Tribut zollen, er macht vor nichts halt. Wohl kommt man heute in kürzerer Zeit schneller ans Ziel, wohl ist heutzutage Zeit Geld. Aber wer von uns würde nicht auch gern einmal an einem strahlend schönen Tag mit Dampf ins Tösstal fahren? Was damals für unsere Alten eine lebensnotwendige Existenzfrage bedeutete, wäre für uns ein beglückendes Erlebnis. Denn nichts tut uns heute so sehr not, wie ein wenig Ruhe und Besinnung — Besinnung auf das Einfache und Schöne.

S. Schärer



Erinnerung an eine Zeit unendlicher Luftverschmutzung?

Sammlung F. O. Götsch

Es fährt, es fährt — hast du's gesehn . . .

Im Jahre 1855 wurde Winterthur fast schlagartig zu einem wichtigen Verkehrszentrum: Am 15. Mai fuhr der erste Eisenbahnzug aus dem Bahnhof Winterthur nach Romanshorn und gegen Ende des gleichen Jahres wurden die Bahnlinien Winterthur—Wil und Winterthur—Oerlikon dem Betrieb übergeben.

Schon gut zwei Jahrzehnte vorher hatte durch Fabrikgründungen der Umwandlungsprozess der kleinen Landstadt Winterthur zur Industriestadt begonnen. Die Arbeitsgelegenheit in den Fabriken brachte Zuzug von Arbeitern in die Stadt und in die Nachbargemeinden; die Folge war ein starkes Anwachsen der Bevölkerungszahl und ein reger Verkehr sowohl in der Stadt als auch zwischen der Stadt und den Vorortsgemeinden. In weiten Schichten der Bevölkerung herrschte die Auffassung, der Verkehr mit den Nachbargemeinden bedürfe nicht nur aus Bequemlichkeitsgründen, sondern auch vom volkswirtschaftlichen sowie gewerblichen Gesichtspunkte aus dringend der Förderung und Erleichterung; die Anlegung eines Schienenstranges in der Stadt und nach den Gemeinden Seen, Oberwinterthur, Veltheim, Wülflingen und Töss sei daher anzustreben. 1883 wurde in einer Konferenz von Interessenten aus den genannten Gemeinden die Gründung eines Tramway-Komitees zur Prüfung der Einrichtung einer Strassenbahn beschlossen. Offenbar tagte dieses Komitee ganz im Stillen: Während zehn Jahren vernahm die Öffentlichkeit von dessen Wirken rein gar nichts.

Dagegen regten sich andere private Kräfte: In der Lokomotivfabrik wurde ein Tramway-Dampf-Omnibus entwickelt, zu dessen Besichtigung der Stadtrat von Winterthur und der Gemeinderat von Töss eingeladen wurden; zugleich wurden die Behörden darüber informiert, dass man den Bau einer einspurigen Strassenbahn auf der 1900 Meter langen Strecke von Winterthur nach Töss erwäge. Eine vierzigpferdekräftige Dampflokomotive hätte mit einem Wagen mit 64 Sitzplätzen den Personen- und Güterverkehr bewältigen müssen. 15 Jahre später stellte eine weitere Gruppe das Gesuch um Bewilligung zur Einführung eines Omnibusbetriebes auf der gleichen Strecke; diesmal sollten die Omnibusse fünfzehn Sitzplätze aufweisen und täglich viermal verkehren. Auch dieses Projekt, wie auch dasjenige einer Dampfbahn von Winterthur nach Töss—Illnau—Uster—Stäfa—Männedorf und Meilen, welches 1893 vorgetragen wurde, ging sang- und klanglos unter.

Das ausserordentliche Ereignis des Eidgenössischen Schützenfestes vom Jahre 1895 brachte allen Bedenken zum Trotz die Tat: ein in jenem Augenblick in Basel nicht mehr benötigtes Rösslitram bewältigte im Auftrag einer privaten Gesellschaft von früh bis spät den Verkehr zwischen Bahnhof und Festplatz im Deutweg. Seither scheiden sich die Geister, ob mit diesem Datum oder mit demjenigen vom 30. November 1922, an welchem erstmals ein richtiger Tramwagen vom Deutweg nach Seen fuhr, das Zeitalter des öffentlichen Verkehrs für Seen begonnen habe.

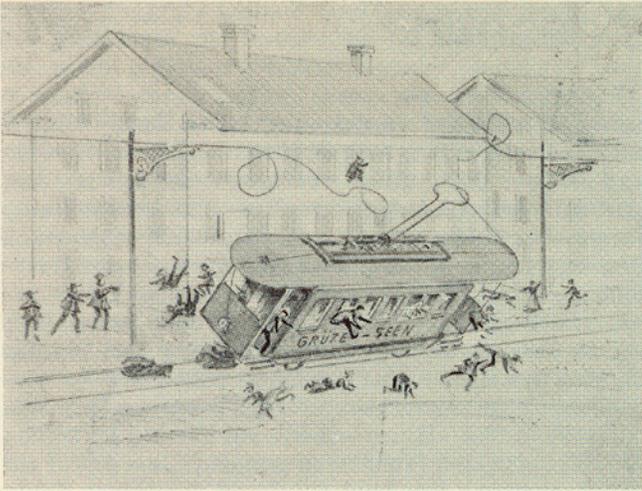
Doch blättern wir in der Geschichte wieder etwas zurück: Seen war zwar mit der Stadt seit dem Jahre 1875 durch die Tössstalbahn verbunden; doch lief dieser Schienenstrang abseits des Dorfkerns, und das Quartier Mattenbach, welches damals zum grössten Teil zu Seen gehörte, wurde damit ebenfalls nicht erschlossen. Deshalb tauchte in der Wochengesellschaft Seen die Idee einer «Tramway» von Winterthur nach Seen auf. Nicht lange danach bestand bereits auch ein provisori-

sches «Comite des Elektrischen Trams Seen—Winterthur», welches 1899 in ein definitives umgewandelt wurde und welches dabei gleich mit zwei Tramprojekten aufwartete, nämlich demjenigen, das die Linienführung Hauptbahnhof, Museumstrasse (heute Stadthausstrasse), Graben, Obertor, Römerstrasse, Geiselweidstrasse (heute St. Gallerstrasse), Station Grütze vorsah, und demjenigen, welches nach dem Unteren Graben abzweigen, um die Kaserne herum nach der Tössstalstrasse und von dort bis zum Schulhaus Seen führen sollte. Das Komitee gedachte, eine «Aktiengesellschaft Elektrische Strassenbahn Winterthur—Grütze—Seen» mit einem Kapital von 485 000 damaligen Franken zu gründen. Dem Aufruf zur Aktienzeichnung war aber ein derart schlechter Erfolg beschieden, dass das Komitee 1900 beschloss, die Aktiensammlung einzustellen; in einer Sitzung vom Juli 1901 gab das Komitee den Geist auf; es brachte aber noch den Humor auf, das Absterben des Tramprojektes Winterthur—Grütze—Seen durch eine Todesanzeige öffentlich bekanntzugeben. Nicht begraben wurde damit aber der Gedanke einer Verbindung zur Stadt. Verschiedenen Ideen blieb in den nachfolgenden Jahren wohl der Erfolg versagt. Ein Probebetrieb mit einem aus Frauenfeld hergeholten Automobil-Omnibus, welcher vom 19. Oktober bis 6. November 1904 täglich rund zehn Fahrten in jeder Richtung ausführte, wurde immerhin rege benützt, und es ergaben sich tägliche Einnahmen von rund 44 Franken. Da der Wagen dann wieder in Frauenfeld benötigt wurde und sich kein Ersatz finden liess, war dieser Verbindung allerdings ein recht kurzer Erfolg beschieden. Spätere Vorstösse — denen der Stadtrat von Winterthur mit der nötigen Vorsicht, aber doch immer mit Wohlwollen gegenüberstand — scheiterten jeweils, weil in Seen niemand die Garantie für ein Betriebsdefizit übernehmen konnte. Am 16. Dezember 1911 unterbreitete der Stadtrat dem Grossen Stadtrat (heute Gemeinderat) eine Vorlage über die Erstellung folgender Linien:

- a) Bahnhofplatz, Unterführung, Zürcherstrasse, Töss;
- b) Museumstrasse, Graben, Obertor, Römerstrasse, Stadtrain;
- c) Abzweigung Graben, Holderplatz, Kasernenstrasse, Tössstalstrasse, Oberer Deutweg;
- d) Bahnhofplatz, Schaffhauserstrasse, Wülflingerstrasse, Dorf Wülflingen.

Diese Vorlage wurde in der Gemeindeversammlung vom 24. März 1912 angenommen; gleichzeitig wurde der Stadtrat eingeladen, mit der Zivilgemeinde Seen über die Weiterführung der Strassenbahn vom Deutweg nach Seen zu unterhandeln. Offenbar übte der im August 1914 ausgebrochene Weltkrieg einen recht ungünstigen Einfluss auf diese Unterhandlungen aus, sollte es doch nochmals zehn Jahre dauern, bis das erste Tram nach Seen fuhr.

Nachdem dann am 4. Mai 1919 die Stadtvereinigung beschlossen und am 1. Januar 1922 in Kraft gesetzt wurde, konnte sich der Stadtrat dem Drängen der Seener nach einer Tramverbindung nicht mehr verschliessen. Am 28. April 1922 unterbreitete er den Stimmbürgern ein Kreditbegehren in der Höhe von 385 000 Franken für den Ausbau der Strecke Deutweg—Seen; am 11. Juni wurde der Kredit vom Volk bewilligt, und bereits am 30. November konnte der Betrieb auf dieser Strecke eröffnet werden. Für die Seener hatte sich somit das Sprichwort



Zeichnung eines Spassvogels zum gleichen Thema wie die Todesanzeige. Ebenfalls aus den Akten der Wochengesellschaft Stadtarchiv Winterthur

«Was lange währt, wird endlich gut» im vollsten Sinne bewahrheitet. Von den — wohl um die Stadt etwas entschlossfreudiger zu stimmen — als freiwillige Beiträge von Firmen und Privaten in Aussicht gestellten rund 34 000 Franken gingen lediglich 7400 bei der Stadtkasse ein; was tat's, das Tram fuhr ja bereits!

Während rund 18 Jahren rollten nun die Tramwagen zwischen Seen und der Stadt, anfänglich in frühlingfrischem Grün, später in leuchtendem Rot. Mit der Zeit meldete sich aber bei den Wagen das Alter an, und auch die Geleise samt der Fahrleitung befanden sich 1940 in einem eher prekären Zustand, so dass die Verwaltung der Verkehrsbetriebe dem Stadtrat beantragen musste,

entweder die Schienen und deren Unterbau sowie bei den Tramwagen die Fahrgestelle zu erneuern und den Bau eines zweiten Geleises (Doppelspur) zu erwägen, oder dann auf den bereits auf der Linie nach Wülflingen sich bewährenden Trolleybusbetrieb umzustellen. Der Vorschlag fand die Zustimmung des Stadtrates und des Grossen Gemeinderates, desgleichen der Stimmbürger, die in der Volksabstimmung vom 1. Dezember 1940 die entsprechenden Kredite bewilligten. Acht Monate später, nämlich am 24. Juli 1941, konnte die 4,2 Kilometer lange neue Trolleybuslinie in Betrieb genommen werden. Diese folgte nun nicht mehr dem Tramgeleise durch die Stadthausstrasse und den Graben, sondern führte ab Hauptbahnhof durch die Technikumstrasse, die Tössstalstrasse und wurde ab Schulhaus bis zur Bahnstation Seen verlängert.

Es spricht für die damalige Weitsicht der Initianten, dass diese Streckenführung bis heute beibehalten werden konnte. Erst in letzter Zeit, mit dem Einsetzen eines eigentlichen Baubooms in Seen, steht die Linienführung wieder zur Diskussion, wobei sich bis heute allerdings noch keine in allen Teilen befriedigende Lösungen anbieten.

Die jüngste Verbindung unserer Verkehrsbetriebe wurde 50 Jahre nach der Eröffnung der ersten Trambahn zu der Stadt und Seen in Betrieb genommen: Die Linie 4, welche das Pfaffenwiesenquartier in Oberwinterthur mit dem Stadtzentrum verbindet, berührt Seen und bringt vor allem den neuen Quartieren zwischen Etzberg- und Tössstalstrasse neue Fahrmöglichkeiten. Die Weiterführung dieser Linie via Hauptbahnhof nach Töss—Dättlau ist geplant; allerdings befindet sich diese Linienführung immer noch in einer Art Experimentierphase, so dass deren Verlauf noch nicht endgültig festgelegt ist.

J. Etzensperger, Verkehrsbetriebe Winterthur



Empfang des ersten Trams in Seen durch den Töchterchor Seen am 29. November 1922. (Spruch von Pfarrer J. Winkler)

Sammlung F. O. Götsch

Seen am Ende des 19. Jahrhunderts.

P. P.

Wir erfüllen hiermit die schmerzliche Pflicht, den verehrten Mitgliedern des Gründungs- und Initiativ-Comités

der Tramlinie Winterthur-Seen-Grüze

die betrübende Mitteilung zu machen, dass das Projekt infolge Atemnot und Kräftezerfall leider noch vor Beginn des 20. Jahrhunderts sanft entschlafen ist.

Die so schwer Heimgesuchten werden freundlich gebeten,

**Montag den 31. Dezember 1900, abends 9 Uhr,
im „Grütli“ in Seen**

zu einer letzten Sitzung zu erscheinen, behufs Erledigung folgender Geschäfte:

1. Vorlage der Bilanz und Beschlussfassung über die bescheidene Verlassenschaft;
2. Rücktrittsgesuch des Ober-Buch- und Kassenhalters;
3. Verbrennung der Akten bei venetianischer Nacht und unter Absingung des Schlussgesanges: „Es hat nicht sollen sein.“

Die gezeichneten Anteilscheine sind als Ausweis mitzubringen.

In tiefer Trauer zeichnet

mit dem Motto:

„Der Tram ist tot,
es lebe das lenkbare Luftschiff.“

Das Bureau des Gründungs-Comité.

Vor An- und Verkauf von Anteilscheinen wird gewarnt, da die Emission der Titel voraussichtlich zurückgezogen wird.

Zwei Seemer Originale unseres Jahrhunderts oder die beiden Schaggi

Dem Original haftet in der Regel etwas Komisches an; bei unserem Schaggi traf dies nicht zu. Es gab in unserer Gemeinde viele namens Jakob; wer aber kurzweg vom Schaggi spricht, meint nur den ehemaligen Weibel und Sigristen. In jungen Jahren war er ein tüchtiger, sprachkundiger Kaufmann und ein guter Turner gewesen; dessen rühmte er sich aber nicht. Für jeden war er einfach der Schaggi, geachtet, bescheiden, dienstfertig, ehrlich und gerecht, allzeit mit einem Spässlein auf der Zunge, es sei denn, der ihm Begegnende war von einem Leid betroffen worden: dann fand Schaggi gewiss die lindernden Trostesworte.

Schon in unserer Bubenzzeit war der Schaggi ein Freund und Helfer. Wenn wir in der Kinderlehre zur Strafe auswendig und ohne Orgelbegleitung singen mussten, half er mit seiner kräftigen Stimme über alle Klippen hinweg. Einmal entdeckte der Pfarrer, dass in unserer Bankreihe wieder ein Huthaken fehlte. Schaggi erklärte, der fehle schon lange. Damit erreichte er, dass wir ihm zuliebe keinen Haken mehr abdrückten. Der Pfarrer hiess übrigens auch Jakob. Im Gegensatz zu unserm «Sternen-Schaggi», der damals noch im «Sternen» wirtete, nannten wir den Pfarrer «Hönggerner-Schaggi», natürlich nur unter uns. Er war auch ein Original. Eines hatten beide gemeinsam: keinen freien Sonntag und keine Ferien. Der Pfarrer verstand auch einen Spass, trotz seiner Strenge. Als eine resolute Nachbarin ihm ins Gesicht schleuderte: «I chumme bim Tunderhagel nümme zue nech i d'Chile», entgegnete er lächelnd: «Das macht nüt, i has nid vom Stuck!» Jeder Abdankung fügte er ein selbstverfertigtes Gedicht bei, was sehr geschätzt wurde. In der Religionsstunde versuchte er, auch uns die Dichtkunst beizubringen, und schrieb verschiedene Versmisse an die Wandtafel; aber das nützte uns nichts.

Wer etwas vergessen hatte, bekam einen «Schneeberger». Der bestand darin, dass der Pfarrer den Sünder an den kurzen Haaren beim Ohr zerrte. Schneeberger hiess nämlich der Schnupftabak, auf dessen Dosendeckel stand: «Stärkt das Gedächtnis.» —

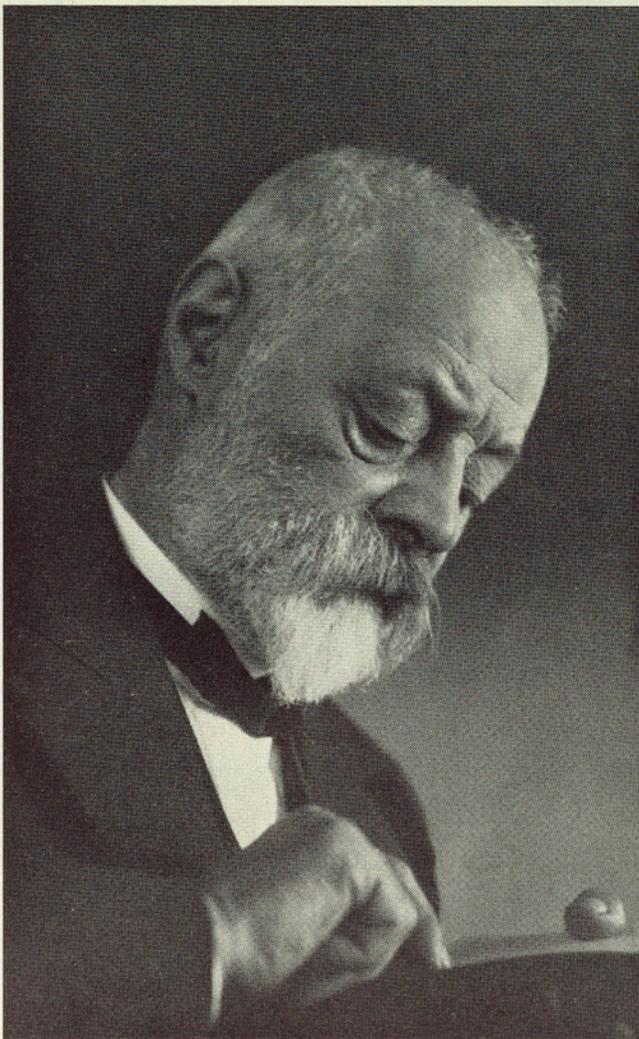
Doch nun wieder zurück zum andern Schaggi. Er war in der Gemeinderatskanzlei beschäftigt, ritt aber als Schalterbeamter nie den Amtsschimmel. Er wusste in allem Bescheid, und es verdross die Vorgesetzten oft, dass stets er um Rat gefragt wurde. Nach der Eingemeindung wurde unsere Kanzlei aufgehoben. Schaggi verzichtete auf eine pensionsberechtigte Stelle bei der Stadt

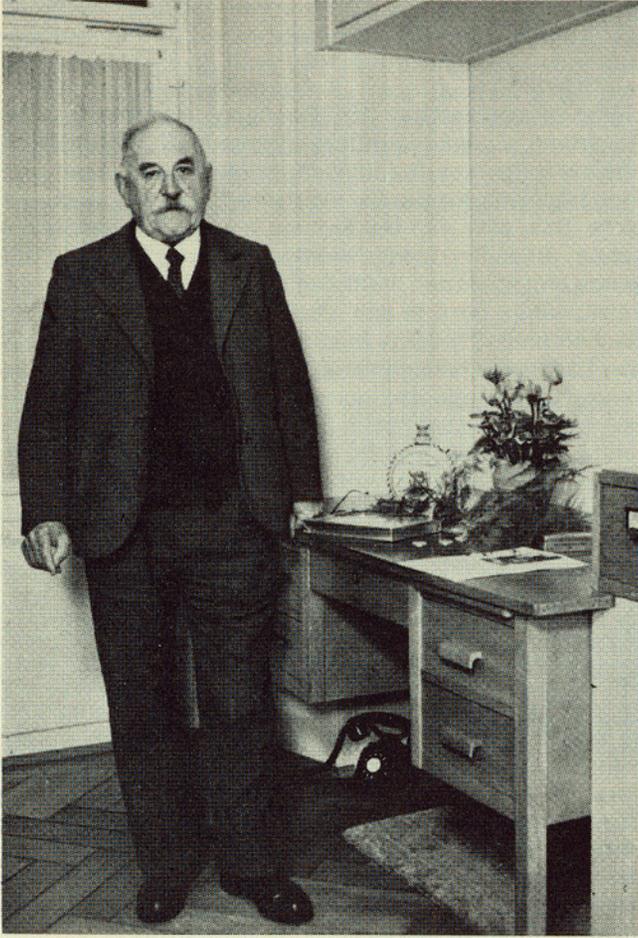
und fungierte lieber als Weibel im Nebenamt, um den vom Vater übernommenen Sigristenposten nicht aufgeben zu müssen. Nebenbei besorgte er das Quartierbüro und die Einnehmerei der Kantonalbank. Bei der Viehkorporation führte er, wie er sich ausdrückte, das Zivilstandsregister der Kälber. Er war aber auch ein zuverlässiger Mesmer. Nur einmal versäumte er (es ging noch nicht elektrisch) das Morgenläuten. «Ich habe Glück gehabt», lachte er nachher, «es hat's niemand gehört!» — Einmal war eine Hochzeit angesagt. Die Gesellschaft kam etwas zu früh und suchte noch eine Wirtschaft auf. Bald war man in Stimmung und verpasste die festgesetzte Trauungszeit. Da erschien der Schaggi unter der Türe und meldete: «Ihr müend bimeid cho, ich dörf nid so lang lüüte!» —

Als Weibel musste er täglich die städtischen Aemter aufsuchen. Das Wetter mochte noch so unfreundlich sein, trotzdem erschien er ohne Mantel und Handschuhe und brachte in jedes Büro ein wenig Sonnenschein. Vom Frühling bis im Spätherbst baumelte stets ein Blümchen oder ein Zweiglein aus seinem Mund. Er war überall gern gesehen. Gefälligkeiten füllten sein Leben aus. Eine Bitte abzuschlagen, hätte er nicht übers Herz gebracht.

Pfarrer J. Winkler

Sammlung F. O. Götsch





J. Hofmann-Hofmann, alt Sigrist

Sammlung F. O. Götsch

Er war der einzige, der bei Abstimmungen die Urne persönlich ins Stadthaus trug; alle andern bestellten das Dienstauto. «Ich habe ja Zeit», meinte er.

Wer Informationen einziehen musste, brauchte sich nur an Schaggi zu wenden. Der beurteilte jede Person in der Gemeinde ganz objektiv und liess an der bösesten Sieben noch etwas Gutes. Er hatte auch die Busseverfügungen an den Mann zu bringen, und es war ihm dabei jeweils, als sei er selber bestraft worden. Er fand aber für diese unangenehme Aufgabe eine diplomatische Lösung: «Bist eigentlich noch gut weggekommen, besser als e Bei ab, sowieso!» Seine Ausflüge machte er zu Fuss oder per Rad und nahm es noch als Sechziger mit manchem Jungen auf. Gern ging er aufs Land hinaus, wo man froh war, wenn er die amtlichen Anmeldungen und das Ausfüllen unbeliebter Formulare besorgte. Für diese Gefälligkeiten nahm er nie Geld an, wies hingegen ein Gläschen Obst- oder Rebensaft nicht zurück.

Zu den Pflichten des Weibels gehörte auch das Ganten. Dies verstand unser Schaggi besser als der billige Jakob auf dem Jahrmarkt. Geriet das Steigern ins Stocken, so rief er einem Gaffer zu: «Heiri, du seischt eso nüt, chauf die Gable; sie ischt zwar kaputt, aber drei Zingge tüends au!» Einem Handwagen fehlte ein Rad. «Besser als nu en Zweiräder», rief er, und schon fiel ein Angebot. Jeder wollte von dieser kurzweiligen und unterhaltsamen Gant etwas heimbringen. Sagte dann die Frau zu Hause: «Was chaufsch au du für en Mischt», so entgegnete der Mann wohl: «Hä weisch, dem Schaggi z'lieb!»

Unser Schaggi fiel einem Verkehrsunfall zum Opfer. Kein Wunder, dass bei der Abdankung die Kirche all die Freunde, gross und klein, arm und reich, die ihm die letzte Ehre erwiesen, kaum zu fassen vermochte.

Albert Rüegg

Vom Wald und der Landschaft von Seen

Seen begeht seine 1200-Jahr-Feier nicht mehr als selbständiges Gemeinwesen. Seine Grenzen sind aus den Karten verschwunden. Aber für die Tage dieses Jubiläums lassen wir sie in Gedanken neu erstehen.

Eigentlich gibt nur das kleine Gebiet der fränkischen Siedlung Seehaim Anlass zur Feier. Für diese kurze Betrachtung über den Wald und die Landschaft von Seen soll aber der Rahmen auf das Territorium der politischen Gemeinde Seen, wie sie im Jahre 1922 mit Winterthur vereinigt wurde, erweitert werden. Die Gemeinde Seen (sie umfasste die Zivilgemeinden Seen, Oberseen, Eidberg, Iberg und Sennhof) hatte eine Fläche von rund 1200 Hektaren. Hievon sind heute 230 Hektaren = 19 % überbaut, 570 Hektaren = 48 % offenes, meist landwirtschaftlich benutztes Land. Der Wald beansprucht 400 Hektaren, also einen Drittel. Bei der Eingemeindung brachte Seen der Stadt somit nicht nur kleine Wohngebiete und grosse Lasten, sondern auch eine Landschaft und Wald von unschätzbarem Wert. Es wäre falsch, in diesen Wiesen und Äckern vor allem potentielles Bauland, an den aussichtsreichen Hängen schon Villenquartiere zu sehen, wie dies in der Wachstumseuphorie der vergangenen Jahre geplant wurde. Die Menschen der Stadt, welche beruflich und durch die heutige Wohnweise sich der Natur immer mehr entfremden, haben auch Erholungslandschaften nötig, ja sogar ein Anrecht auf solche!

Falsch wäre es ebenso, diese Wiesen, Äcker und Wälder nur als Erholungslandschaft zu betrachten. Ohne wirtschaftliche Funktion liesse sich unsere Landschaft nicht schützen; sie würde verwildern. Wälder und Felder, abgesehen von Stellen, die der freien Natur überlassen bleiben sollen, brauchen Pflege, müssen bewirtschaftet werden. Durch jahrhundertelange Bewirtschaftung entstand ihr heutiges Bild. Zum Glück wird immer allgemeiner und auch von höchsten Stellen erkannt, dass man in Zukunft wieder mehr auf die Produktion der eigenen Landwirtschaft angewiesen sein wird, und auch das Holz, das Produkt des Waldes, steht wieder gut im Kurs.

Es ist an der Zeit, sich auch in Winterthur, in Seen, in vermehrter Masse der doppelten Werte unserer Landschaft zu besinnen, der volkswirtschaftlichen und der ideellen. Sie schliessen sich gegenseitig keineswegs aus: Die Erwartungen, die wir an eine Erholungslandschaft stellen, vertragen sich durchaus mit den wirtschaftlichen Interessen der Landwirtschaft, und im Erholungswald ist die Forstwirtschaft, abgesehen vom zeitweisen Motorsägen- und Traktorenlärm, kein Störfaktor. Nur darf der Bauer nicht in jeder Hecke und jedem Waldvorsprung ein Hindernis sehen, und der Waldbesitzer sollte die heutige waldbauliche Auffassung beachten, von Nadelholz-Monokulturen loskommen und nicht an jedem Steilhang oder in jedem Tobel die letzten natürlichen Wildnisse in (ohnehin nicht möglichen) Wirtschaftswald umwandeln wollen. Wir brauchen also nicht Landschaftsarchitekten und Landschaftsgärtner, sondern tüchtige Bauern und gute Waldbesitzer, die allerdings auch den Naturschutz als Gebot unserer Zeit anerkennen.

Das Waldareal steht seit 1902 unter gesetzlichem Schutz. Seine Grenzen sind fest, und die Bevölkerung wacht mit den Förstern darüber, dass sie nicht verändert werden. Diese Grenzen verlaufen nicht unmotiviert durchs Gelände: Der vor Jahrtausenden geschlossene Wald wurde in unserer Gegend vor allem zur Zeit der alemannisch-fränkischen Besiedlung rund um die damaligen Wohn-

plätze herum gerodet zur Gewinnung von Weide- und Ackerland. Er wurde zurückgedrängt in die Grenzbereiche zwischen den Siedlungen, in die abgelegenen und topographisch für die Landwirtschaft ungeeigneten Gebiete. Das lässt sich bei Eidberg heute noch besonders schön erkennen, und zwischen Iberg und Gotzenwil wurde erst im letzten Weltkrieg durch Rodung des Weierhölzlis eine Lücke in den alten Grenzwald gerissen. An Bächen und «Bördern» blieben Gehölze auch innerhalb des Landwirtschaftsgebietes erhalten. Ich denke an die Ufergehölze längs den noch nicht «korrigierten» Bächlein beim «Paradis», beim Chatzensteig, am Krebsbach und am Brännibach, ferner an den schönen Waldsaum, der sich am Steilbord an der Strasse von Oberseen zum Chamb hinaufzieht, und anderes mehr. — So entstand also rund um Seen, durch Gelände und Bewirtschaftung bedingt, eine sinnvoll gegliederte Landschaft, die uns lieb und vertraut geworden ist: eine fruchtbare Gegend, eine herrliche Erholungslandschaft mit reizvollem Wechsel von Wäldern, Feldgehölzen und Feldern.

Wer die Landschaft liebt, sucht besonders gerne die Waldränder auf. Bei uns zum Beispiel jene vom Sonnenberg, von Stocken, Oberseen, Eidberg. Schön wäre es, wenn ihnen entlang (auch auf der schattigeren Seite vom Paradisli bis hinüber zum Seenerbuck) durchgehende Spazierwege erstellt werden könnten, denn von dort aus geniesst man im Schutze des Waldes die Aussicht in die nähere Umgebung und weit über das Land. Es ist erfreulich, dass nur auf kurzen Strecken überbautes Gebiet diese Waldränder verdeckt.

Waldränder sind auch für Naturbeobachtungen sehr geeignet, denn als Kontaktzonen zwischen Wald und Feld sind sie Lebensräume einer besonders reichhaltigen Tier- und Pflanzenwelt.

Erholungsgebiet ist aber das Innere unserer Wälder. Wir begegnen in den einzelnen Komplexen rund um Seen herum ganz verschiedenen Beständen nach Art und Alter. Über grössere Flächen erstrecken sich gleichaltrige, fast reine, eher düstere Nadelwälder. Finanziell sind diese, sofern sie gesund sind und wüchsig bleiben, heute zweifellos interessanter als die mit Laubbäumen gemischten Partien. Aber trotzdem schätze ich die letzteren mehr. Ihre Böden sind tätiger, und deren Produktionskraft nachhaltig gesichert. Sie sind widerstandskräftiger gegen Sturm, tierische Schädlinge (Borkenkäfer) und Pilze. Von der ideellen Seite aus betrachtet finde ich sie freundlicher und mit ihren jahreszeitlich ändernden Farben schöner. Ihr finanzieller Wert lässt sich durch eine zielbewusste Bestandserziehung steigern, so dass sie, langfristig gesehen, den naturfremden reinen Nadelholzbeständen nicht unterlegen sind. Wer die Seener Wälder durchwandert, wird leicht erkennen, dass es ihnen an guter Pflege nicht mangelt. Es ist erfreulich, zu sehen, wie in vielen Jungwüchsen die Laubbaumarten gut vertreten sind; sie werden zu gesunden, leistungsfähigen und schönen Wäldern heranwachsen.

Im Rahmen der kürzlich abgeschlossenen Waldzusammenlegung wurden in den Seener Wäldern 37 Kilometer neue Strassen gebaut. Die meisten sind für den Motorfahrzeugverkehr gesperrt. So kann sich der Spaziergänger ungestört der Ruhe und der Schönheit der Waldnatur erfreuen.

Wem gehört dieser Wald in Seen? — Von den 400 Hektaren sind etwa 155 Hektare im Besitz der Stadt, 35 Hektare sind Staatswald, 13 Hektare gehören der Holzkorporation Oberwinterthur und der Rest, etwa 197 Hektare,

ist Privatwald. Der Stadtwald war vor der Eingemeindung grossenteils Eigentum der Zivilgemeinden Seen, Oberseen und Eidberg. Über 20 Hektaren stammen vom Bauernhof Etzberg her. Dieser lag (wie der Eschenberghof) mitten im Walde drin. Im Jahre 1846 wurde er von der Gemeinde Seen erworben und sein ganzes Kulturland in den Jahren 1849 bis 1866 aufgeforstet. Es mag auch interessieren, dass ein Teil des Stadtwaldes in den «Nüb-

rechten» (zwischen Seen und Sennhof) im Jahre 1265 den Seener Bürgern von Graf Rudolf von Habsburg geschenkweise überlassen wurde. Vielleicht helfen diese wenigen Hinweise mit, dem einen oder andern Leser die Augen zu öffnen für unsere schöne Landschaft von Seen und die sie umfassenden Wälder.

Hans Voegeli



Ansicht von Seen vom Boll her um 1908

Sammlung F. O. Götsch

Kreisbibliothek Seen

Bei der Eröffnung der Kreisbibliothek Seen sah wohl kaum jemand voraus, dass diese Bibliothek in kurzer Zeit einen so grossen Leserkreis gewinnen würde. Schon nach wenigen Monaten, nämlich am 13. April 1973, konnte die 1000. Leserin gefeiert werden. — Die Leser des «Seener Boten» erinnern sich vielleicht daran. — Und fast auf den Tag genau ein Jahr später zählten wir den 2000. Leser.

Die Kreisbibliothek findet offensichtlich grossen Anklang bei jung und alt. Dies beweist, dass sich das Buch vom Fernsehen doch nicht so leicht verdrängen lässt.

Seit kurzem verfügt die Bibliothek auch über eine «Ludothek», das heisst, es können Spiele (Memory, Puzzle,

Lotto usw.) ausgeliehen werden. Leihfrist vier Wochen, genau wie bei den Büchern. Allerdings ist das Angebot noch nicht sehr umfangreich, aber das wird sich in Kürze ändern. Auch da war die Nachfrage bald grösser als das Angebot . . .

Auf dem Buchsektor ist die Auswahl an Belletristik und Sachbüchern beachtlich; der gesamte Buchbestand umfasst ca. 6500 Bücher. Die wichtigen Neuerscheinungen auf dem Buchmarkt finden Sie in der Kreisbibliothek schon nach kurzer Zeit. Auch fremdsprachige Literatur (englisch, französisch, italienisch) ist vorhanden.

Vielleicht finden auch Sie bald den Weg in die Bibliothek?
H. Ringger



Junge Leser in der Jugendecke

Foto W. + J. Lehmann, Seen